



XV. 1924:2117

Literarilike Anichten

in

Vorträgen

von

Franz Sintenis.

VII $\frac{96}{1906}$

H. Sudermann. S. Seidel.

Bret Harte. Mark Twain. E. Bellamy.



E. J. Karow's Universitätsbuchhandlung.
Dorpat·Tsellin.

1894.

Дозволено Цензурю. — Юрьевъ, 19. августа 1894 г.

Druck von H. Laakmann's Buch- und Steindruckerei in Jurjew (Dorpat).

Hermann Sudermann.

Ein Vortrag

gehalten am 25. November 1893.

Wo immer ein Kulturvolk schnell zu politischer Bedeutung gelangt, pflegt sich alsbald auch die Blüthe von Kunst und Wissenschaft einzustellen. Oder umgekehrt: es kann als Maassstab für die Kulturfähigkeit eines Volk gelten, ob es die erlangte Freiheit zu einer bedeutenden Entwicklung von Kunst und Wissenschaft zu verwenden vermag.

Wenn es noch nöthig wäre, diese Thatsache zu beweisen, könnte ich Ihnen Griechenland nach den Perserkriegen, Rom seit dem Falle Karthagos, England unter Elisabeth, Frankreich unter Ludwig XIV., Rußland unter den Nachfolgern Peters des Großen als Beweise anführen. Selbst Holland hat unter ähnlichen Umständen zwar keine bedeutenden Dichter, wohl aber eine ansehnliche Gelehrten- und zwei hervorragende Malerschulen hervorgebracht. Demselben Gesetze entsprechend entfaltet sich seit der Regierung Friedrichs des Großen in Deutschland ein gewaltiges geistiges Streben, welches in Goethe, Beethoven und Humboldt seinen Höhepunkt erreicht.

Wie kommt es nun, daß die großen Ereignisse der Jahre 1864 bis 1870, deren politische Folgen noch gewaltig nachwirken, obwohl der alte, sichere Kurs aufgegeben ist, wie kommt es, daß diese großen Ereignisse keinen entsprechenden Aufschwung hervorgebracht haben?

Zwar die Wissenschaft folgte auf gegebenen Bahnen dem neuen Impulse.

Ueber die bildenden Künste darf ich mir kein Urtheil erlauben, doch schliesse ich aus den allgemeinen Klagen und andererseits aus dem unverantwortlichen Lobe auch des Mittelmäßigen und

Geschmacklosen, daß unsere Zeit auf diesem Gebiete nicht vorwärts geht. Indessen braucht uns das nicht sehr zu beunruhigen; Deutschland hat seit Dürer und Holbein überhaupt nur wenige bildende Künstler von unbestrittener Größe hervorgebracht. Nicht jedes Volk kann eben jeden Preis erringen.

Auf dem Gebiete der Musik hat nur Einer der Epigonen den Muth gehabt, sich selbst neben Beethoven zu stellen; ob ihm dieser Platz gebührt, ist aber doch noch sehr fraglich.

Doch dem mag sein, wie ihm wolle; jedenfalls hat die nationale Erhebung Deutschlands seit 1864 der Dichtkunst keinen sichtbaren Anstoß gegeben.

Aus den Begebenheiten selbst hat weder ein Dichter der vorhergehenden Periode, noch der jüngeren Generation poetischen Nutzen gezogen. Sogar das Lied, welches 1870 alle die Hunderttausende zum Kampfe gegen den Erbfeind begeisterte, gehörte der Vergangenheit an und sein Verfasser war vor mehr als 20 Jahren unbeachtet gestorben, als ihn sein Lied der Vergessenheit entriß.

Kein Gesang stammt aus jenen Jahren von Eisen und Blut, den Mit- und Nachwelt der allgemeinen Verbreitung, der volksthümlichen Verwendung werth gefunden hätte. Weder „Lützows wilde, verwegene Jagd“, noch das „Lied vom Feldmarschall“ hat sechzig Jahre später seines Gleichen gehabt.

Wo sind die Arndt, Körner, Schenkendorf, die Rückert des Jahres 1870?

Ein wirklicher Dichter wäre jetzt nicht in Verborgenheit untergegangen, wie in jenen Jahren Heinrich von Kleist.

Ueberschauen wir die seitdem verfloffenen 23 Jahre, schätzen wir den Werth der jüngeren Dichter — es ist keiner darunter, der sich, ich will nicht sagen, mit Lessing, Schiller, Goethe vergleichen ließe — nein, der auch nur mit älteren Zeitgenossen, Repräsentanten des Menschenalters nach Goethes Tode den Vergleich aushielte. Noch sind Grillparzer, Freytag, Geibel, Scheffel, Henze von Keinem der Neuern übertroffen.

Mustern wir die Reihe der Bedeutendsten oder Beliebesten; nach Geburtsjahren geordnet, zähle ich folgende auf: Wichert, Wolff, Dahn, Ebers, Jensen, Wilbrandt, Anzengruber, Paul Lindau, Baumbach, Seidel, Hofegger, Wildenbruch, Conrad, Schönthan, Voss, Blumenthal, Bleibtren, Hauptmann, Fulda — leicht könnte

ich die Reihe verdrei- oder vervierfachen; gehaltvoller würde sie indessen dadurch nicht werden.

Welcher von diesen Allen wäre denn der Dichterkürst, wie Goethe und Schiller es vor hundert Jahren waren?

Einen Namen habe ich zurückbehalten, den ich dadurch allerdings hervorzuheben beabsichtige. Sudermann gäbe vielleicht Hoffnung, jene Alle wenigstens zu überragen, wenn er nicht seine Begabung dem verderblichen Einfluß der Tagesströmung unterordnete, der Strömung sogenannter neuer Lebensanschauung, welche auch manches andere Talent unter seinen wirklichen Werth herabdrückt.

Ich will aus obiger Reihe diejenigen Dichter herausgreifen, die Ihnen ohne Zweifel am besten bekannt sind: Julius Wolff, Felix Dahn, Georg Ebers — wie kommt es, daß wir sie vom Rattenfänger zum Fliegenden Holländer, vom Kampf um Rom zu Odhins Rache, von der Egyptischen Königstochter zu Per aspera herabsteigen sehen?

Nicht so jene wirklichen Größen Lessing, Schiller, Goethe; vom jungen Gelehrten zum Nathan, von den Räubern zum Tell, vom Götz zum Faust sind jene aufgestiegen; auf diesem Wege zogen sie auch die gebildete Welt zu sich herauf, sie mochte sich sträuben, wie sie wollte. Anfangs vermochten nur Wenige ihnen zu folgen; aber endlich mußte die ganze Nation sich dem magnetischen Zuge des unabhängigen Genius anschließen.

Heutzutage ist es vielfach umgekehrt: das Publikum sehnt sich natürlich nach Erzeugnissen seines Geschmacks und die nachgiebigen Fabrikanten liefern gefällig die beliebte Waare.

Sie haben vor Kurzem aus einer Zeitungsnotiz ersehen, wie vortheilhaft Sudermann sein Entgegenkommen zu verwerthen versteht. Warum soll er auch nicht sicheren Gewinn höher schätzen als zweifelhafte Erfolge unabhängigen Strebens? Das literarische Eigenthum ist ja neuerdings unter Umständen von erstaunlichem Geldeswerth.

Glauben Sie aber, daß Sudermann auf dem Wege des vorausbedungenen Abonnements ein großer Dichter werden kann?

Und warum bestellt man bei ihm Romane? Weil man weiß, daß sie den Gaumen des übersättigten Lesepublikums reizen werden; daß sie der vergänglichen Mode dienen werden, über welche der wahre Dichter sich immer stolz erhoben hat.

Oder glauben Sie, daß Shakespeare um des Beifalls der Menge willen oder gar des Vorthails wegen gedichtet hat? Daß

ihn seine Zeitgenossen nicht nach seinem Werthe zu schätzen wußten, haben sie uns dadurch bewiesen, daß sie von seinem Dasein so gut wie keine Notiz nahmen und hinterließen.

Es kann ja wohl heute ein poetischer Riese noch in der Wiege liegen; unsere erwachsenen Zeitgenossen sind dem Durchschnittsmaassstab nicht entwachsen.

Sie schmeicheln dem Verlangen nach frivolem Reize, nach gekünsteltem Heroismus — oder dem bescheidenen Wunsche nach anheimelnder Gemüthlichkeit und unschuldiger Lebensfreude. In diese beiden Geschmacksgruppen zerfällt ja die Lesewelt, wenn ich sie nach den Früchten beurtheilen darf, die sie von den Bäumen ihrer Wahl schüttelt.

Indessen ist Sudermann, wie ich schon hervorgehoben habe, wirklich ein reich begabter Dichter. Betrachten wir, worin diese Gaben bestehen und wie er sie verwendet.

Das Wenige, was ich von seinem Leben weiß, will ich vorausschicken.

Hermann Sudermann ist am 30. Sept. 1857 zu Magicken in Ostpreußen geboren. Das Schicksal seiner Jugend deutet er in den den Eltern gewidmeten Versen vor „Frau Sorge“ an. Danach muß es in der Familie recht sorgenvoll hergegangen sein. Dann dürfte er, nach gewissen Stellen von „Im Zwielicht“, in Königsberg studirt haben — etwa um's Jahr 1877 — und dann Lehrer gewesen sein; sicher ist, wenn Kürschner Recht hat, daß er jetzt in Berlin lebt. Vor einiger Zeit meldete eine Feuilletonnachricht, sein kleiner Stieffohn sei in Leipzig verunglückt — danach wären die Eltern in Berlin nur zum Besuch gewesen.

Jedenfalls ist Sudermann gegenwärtig nur noch von literarischen Plänen in Anspruch genommen.

Auch seine Frau Klara steht bei Kürschner als Schriftstellerin verzeichnet.

Sudermann ist erst spät als Dichter hervorgetreten, erst in seinem dreißigsten Lebensjahre. Wahrscheinlich hat er erst auf anderem Wege versucht sich Geltung zu verschaffen oder wenigstens ein erträgliches Leben zu erringen; dabei mag er die Erfahrung gemacht haben, daß das zuweilen große Schwierigkeit hat. Ich erkläre mir auf diese Weise den schmerzlichen Zug, die Leidenschaft für eine pessimistische Lebensauffassung, die durch alle seine Dichtungen zittert.

Daher ist es aber auch erklärlich, daß selbst seine ersten Werke nicht den Eindruck der Jugendlichkeit machen.

Wie anders der vielgepriesene Gerh. Hauptmann, der schon mit 23 Jahren seine Phaethon-Laufbahn eingeschlagen und gegenwärtig im 30 hoffentlich den Zenith bereits passirt hat.

Jugendliche Unreife kann man also Sudermanns Anfängen nicht vorwerfen.

Vor wenigen Jahren erst ist er fertig ausgerüstet auf den Schauplatz getreten und schon kennt ihn alle Welt; ja er hat sogar die scharfblickende Aufmerksamkeit der Cottaschen Firma auf sich gezogen, welche denn auch diesen Prometheus zu fesseln verstanden hat.

Seine Dichtungen erscheinen seit 6 Jahren:

87 „Im Zwielficht“. „Frau Sorge“.

88 „Geschwister“.

89 „Der Käsensteg“.

90 „Die Ehre“.

91 „Sodoms Ende“.

92 „Solanthes Hochzeit“.

93 „Heimath“ — und eben beginnt er, seinen neuesten Roman „Es war“ in der „Romanwelt“ der Stuttgarter Union zu veröffentlichen.

Lassen wir uns auf dem Wege durch diese Dichtungen vom chronologischen Faden leiten.

Die zwanglosen Erzählungen „Im Zwielficht“ — es sind ihrer 12 — erinnern in ihrem einseitigen Plauderton an Frau Kaudels Gardinenpredigten, dem lockeren Gehalte nach viel mehr an Heines Reisebilder.

Doch sollte ich denken, daß eine bewährte Freundin — einer solchen sind sie gewidmet — zur Unterhaltung im Zwielficht werthvollere Dinge hätte wünschen dürfen. Allerdings hat diese selbst mit ihrem Geständnisse vom Gänsehirtin, wo sie erzählt, eben keine besondere Probe von ihren Ansprüchen gegeben und so ist am Ende ihre Nachsicht erklärlich.

Die übrigen 11 Geschichten enthalten mehr oder weniger blasirte Raisonnements über sehr verfängliche Erscheinungen einer in Fäulniß übergehenden Kulturreise. Mit scharfer Beobachtungsgabe hat Sudermann der Frivolität, in welchem Stadium sie begriffen sein mag, die pikantesten Züge abgelauscht, mit bewußter Raffinerie die anschaulichsten Situationen gezeichnet. Daß die vor-

herrschenden Motive sinnlicher Art sind, läßt sich vom Verfasser von „Sodoms Ende“, dem Typus seiner Erotik, erwarten.

Indessen hat es der Dichter so einzurichten verstanden, daß man gewisse Vorstellungen und Gesprächswendungen, dank ihrer Zweideutigkeit, auch leidlich harmlos nehmen kann. Anderes wird freilich auch dem Arglosesten unfehlbar einleuchten.

Es weht ein fataler Pessimismus schon aus diesen leichten Skizzen, die sich sonst von gar zu naturalistischen Widerwärtigkeiten noch frei halten.

Dieselbe Galle ist über „Frau Sorge“ um so reichlicher ausgegossen, als dieser Roman durchweg tief ernst gehalten ist.

Mögen nun Reminiszenzen aus seiner Jugend oder Reflexe seiner Umgebung in diesem Bilde ostpreussischen Lebens vorwalten, mag Alles mehr oder weniger frei erfunden sein — Alles ist trübselig. Die herunterkommende Familie besteht ja aus einem rohen, wüsten Vater — einer kraft- und trostlosen Mutter — dem unbeholfenen Sohne, der unter dumpfem Druck verkümmert — den Zwillingssrosen, welche zur Verwilderung üppig heranwachsen — die hochfahrenden älteren Brüder des Helden bleiben mit ihrem niedrigen Egoismus glücklicherweise mehr im Hintergrunde. Bis zur Mitte hin folgt man mit bereitwilliger Theilnahme der ergreifenden Darstellung des Elends: da aber immer keine Erlösung aus dem Drangsal kommen will, versagt die Geduld mehr und mehr. Der Held geräth in eine unhaltbare Situation nach der anderen und endlich so in's Gedränge, daß ihn nur ein ganz problematischer Schlusseffekt retten kann.

Diese Erlösung läßt der Dichter durch die zartfünnige Elisabeth, die feinfühligste Tochter des reichen, wohlwollenden Nachbarn in's Werk setzen. Bliebe deren Meinung für den so ganz reizlosen Helden eine jugendliche Aufwallung, so könnte diese Abnormität dem Baccifisch hingehen. Nein, ohne erkennbare Erwiderung liebt sie ihn wirklich 17 Jahre lang, wird darüber zur alten Jungfer, um ihn schließlich zu beglücken, als es nach unserem Gefühl zu spät ist — als er noch dazu aus dem Gefängniß kommt, welches der Dichter ihm wohl hätte ersparen können.

Man erkennt die Absicht des Dichters, durch recht gewaltsame, unwiderstehliche Mittel zu wirken; wie weit dieselben sich mit den gewöhnlichen psychologischen und anderen logischen Gesetzen vertragen, kümmert ihn wenig.

Das Bedenklichste aber ist, daß über dieser realistischen Sumpfggend eine unheimliche Symbolik schwebt. Wollte Sudermann ein romantisches Märchenelement benutzen, wie es die sinnige Mutter in ihrem Gram sich ausgedacht hat, so mußte er sich auch den rechten Märchengang vergegenwärtigen. Kein echtes Märchen der Welt beschränkt sich auf bösen Zauber. Die Märchenwelt ist zu naiv, zu harmlos um ausschließlich bössartig zu sein. Die unglücklichste Seele muß erlöst werden, wenn sie im Recht ist, wenn sie rechtschaffen ist. Es giebt keine alte Hexe, der nicht eine gütige Fee überlegen wäre.

Gewiß kannte Sudermann diese Thatsache, aber sie paßte ihm nicht, weil sie zu viel poetische Gerechtigkeit, zu wenig realistische Spannung enthielt — er bevorzugte um der modernen Tendenz willen die langwierige Unbehaglichkeit, die Trostlosigkeit, die von der grauen Frau ausgeht. Frau Sorge durfte nicht so viel Unheil anrichten. Die Prinzessin mußte nicht erst nach 17 Jahren erlöst werden — eine solche Frist läßt man sich wohl im Märchen gefallen, nicht aber in der Wirklichkeit, wo selbst Prinzessinnen in so langen Jahren alt werden.

Vielleicht wäre dem Helden ein kräftiger Humor wirksam zu Hilfe gekommen. Aber Sudermann, der bei Heine und Maupassant in die Schule gegangen zu sein vorgiebt, hat sich natürlich die Lehre nicht gemerkt, die ihm Jean Paul und Dickens hätten geben können.

Der Mißgriff des Dichters lag in der Form; es war die Charakteristik dramatischer Personen und Situationen, die er zu einer epischen Dichtung verbrauchte.

Sudermann hat diesen Fehler noch öfter begangen.

Meisterhaft ist auch im Roman die Darstellung der kleinen Nebenumstände. Vollkommen plastisch — wenn gleich selten schön oder auch nur erfreulich, treten die Gestalten hervor. Aber zum Kunstwerk fehlt die innere Harmonie und das Streben nach Großem, Bedeutendem.

Wir gehen nun zu den beiden Erzählungen über, welche der Band: „Geschwister“ enthält. Hier wird ein und derselbe leidenschaftliche Vorgang in verschiedener Gruppierung und wesentlich verschiedener Behandlungsweise wiederholt.

Zwei Brüder und die Frau des Älteren, das sind die Personen der „Geschichte der stillen Mühle“.

Zwei Schwestern und der Mann der Älteren, das sind die Rollen der zweiten Geschichte: „Der Wunsch“.

In beiden Fällen ist die unrechte Hälfte der Geschwisterpaare in die Ehe getreten, ohne daß sich Jemand eine Uebereilung vorzuwerfen hätte. Ja, die Ehe in der ersten Erzählung hätte sich glücklich gestaltet, wäre nicht der jüngere Bruder ganz unschuldig als Friedensströrer dazugekommen; in der Leidenschaft für die reizende Schwägerin geht nicht bloß er zu Grunde, er reißt auch den allzu arglosen Bruder mit in's Verderben. Und warum muß das so sein? Weil der ältere in der Jugend einen anderen Bruder beim Spiel im Zorn zu Tode verwundet hat.

In der zweiten Novelle wählt die jüngere, heroisch angelegte Schwester den Selbstmord, weil sie sich auf dem fesselhaften Wunsche betrossen hat, daß ihre ältere, schwächliche Schwester der tödtlichen Krankheit erliege; sie will so gern an deren Stelle treten. Vor ihrem Ende aber nimmt sie sich die Zeit, ihren von klein auf überspannten, endlich zerrütteten Seelenzustand in umfangreicher Beichte zu verrathen.

Beide Erzählungen sind mit peinlicher Genauigkeit und bewundernswerthem Geschick bis auf's Geringste ausgearbeitet; freilich wird uns auch nicht der entbehrlichste Zug von Häßlichem, Geschmacklosem erspart, wenn er dazu dienen kann, uns recht zu überwältigen.

Nur die erste Erzählung kann, bis auf den Schluß, wirklich fesselnd genannt werden; daneben enthält sie freilich nicht geringe Unwahrscheinlichkeiten in der Motivirung.

Die zweite wird uns von vornherein ungenießbar gemacht durch des Verfassers Lust am Alltäglichen und Abstoßenden, am Gedrückten und Gemeinen. Noch viel weniger als der Held der Frau Sorge ist dieser Held im Stande, uns seine Anziehungskraft auf ein weibliches Gemüth zu erklären. Wir hätten nichts verloren, wenn wir den Anblick dieser Gestalten entbehren müßten.

Doch nein, als Gestalten einer größeren dramatischen Verwicklung oder als Episode eines Romans, welcher in anderen Theilen das unentbehrliche Gegengewicht erhebender Erscheinungen darböte, hätten wir Derartiges als berechtigt anzuerkennen. Vor Allem durfte der geplagten Duldernatur Roberts der Humor nicht fehlen; er hätte ihn wenigstens interessant gemacht, wenn er ihm auch die Häßlichkeit nicht abstreifen konnte.

Noch viel eklatanter als die bisherigen Erzählungen beweist uns das vierte Werk Sudermanns, der Roman „Der Katzensteg“, daß der Verfasser bisher eine ganz falsche Bahn eingeschlagen hat,

daß alle seine Talente, wie seine Neigungen dem Trauerspiel zuströben. In der breiten Anlage des Romans liegt nur allzu viel Gefahr, sich Verstöße gegen Logik, Aesthetik und Psychologie zu erlauben.

Daher der Eindruck der Verärgerung, Verkümmernng oder irgend einer anderen Verstimmung, den alle seine Erzählungen hinterlassen. Wir sind enttäuscht, daß keine Disharmonie sich in den gefälligen Verlauf einer großen Harmonie auflösen will.

Es dürfte schwer sein, einem Ueingeweihten einen Begriff von der ägenden Schärfe zu geben, von welcher alle Personen des Ragenstegs angefressen sind. Wieder ein rohsinnlicher, zornmüthiger Vater, dessen Landesverrath nach dem Tode noch fortwirkt; ein in krampfhaftem Eigensinn verbildeter Sohn; ein Pfarrer, der trotz seiner weißen Haare von plumpem Fanatismus stroßt; seine verblühte Tochter, die zwar nur 8 Jahre auf den Stillgeliebten erfolglos gewartet hat, aber auch in dieser Zeit aus purer Tugendhaftigkeit eingeschrumpft ist — ganz verzeichnet endlich, viel unmöglicher, als die kühnsten Idealisten es hätten zu Stande bringen können, ist diejenige Gestalt ausgefallen, welche Sudermann sonst wenigstens trifft. Seine schönen Sünderinnen sind für gewöhnlich mit verführerischem Neußeren, mit dem Reize blühender Lebenslust, manchmal sogar mit naiver Unschuld reiner Kindlichkeit ausgestattet. Hier aber muß der Dichter die Reputation seines Geschöpfes, der Regine, durch hochtrabende Reflexionen des Helden zu retten suchen: „Einstmals hatte er sich gefragt, ob die Stumpfheit des Thieres oder die Bosheit des Dämons in ihr hause, daß ihr Wille so mächtig und ihr Gewissen so matt geworden — heute, da es zu spät, ward ihm ihr Wesen klar: „Nein, kein Thier, kein Dämon war sie gewesen, sondern nichts wie ein ganzer, großer Mensch.“

Ohne des Verfassers Versicherung hätten wir das freilich auch nicht entdeckt. Aber im weiteren Verlauf dieser Phrasen verstehen wir immer deutlicher Sudermanns Meinung: Nicht wir Europäer sind ganze, große Menschen, sondern jene Wilden, die Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennen — heutzutage wohl kaum mehr die Kanadier, eher schon die Neuholländer — oder sicher die redseligen Schimpansen des Herren Garner; denn denen dürfen wir am unbedingtesten zutrauen, daß sie nicht nach vernünftiger Ueberzeugung oder nach bewußtem Gewissen — gegebenen Falles natürlich auch dagegen handeln, sondern nur nach — Instinkt.

Soweit hatte Rousseau schon das 18 Jahrhundert aufgeklärt und der selige Seume hatte dann die Illustration dazu geliefert.

Doch ich habe Sudermann Unrecht gethan; ich habe ihn mit seinem Helden Boleslav verwechselt. Aber warum hält dieser auch solche verzweifelte Reden, daß man nicht mehr weiß, wo der Held aufhört und der Verfasser anfängt.

Jener Boleslav hätte sich lieber, bald nach dem Anfange des Romans, nach einem Arzt umsehen sollen, der seinen Geist von der anomalen Bahn zurückbrachte.

Ist es schon unheimlich, einen Romanhelden zu sehen, der in's Korrekthaus gehört, so ist es ganz unerträglich, der Gedankenverirrung eines solchen zu folgen, der von vorn herein in einer Nervenheilanstalt hätte untergebracht werden müssen. Das Schlimmste ist, daß er selbst zu dieser Einsicht kommt und sich selbst zuruft: Mir scheint, Du näherst Dich dem Blödsinn.

Sudermann muß ja wohl selbst vor dem frevelhaften Spiel erschrocken sein, das er mit dem Geistes- und Gemüthsleben seines Helden und seiner Leser treibt. Er hat sich nun dem Drama zugewendet, wo er ganz in seinem Elemente ist, wo er es unter Umständen zu wirklicher Größe bringen kann.

Freilich sind seine beiden ersten Schauspiele: „Die Ehre“ und „Sodoms Ende“ noch ganz mit dem Pessimismus seiner Romane getränkt; auch ihnen gilt der schmerzliche Ausruf des Berliner Kritikers: „Wie in einem Mittelpunkte strömt alles Hässliche und Widerliche auf der Bühne zusammen.“ Dafür läßt das dritte Stück, „Heimath“ das Beste hoffen.

Ich folge dem Urtheil Karl Frenzels, der gleich nach der ersten Aufführung der „Ehre“ am 27. November 1889 ein hervorragendes dramatisches Talent konstatirt. Aber freilich verbindet der Verfasser auch hier Alltägliches und Romanhaftes in ganz erstaunlicher Weise.

Zu seinen alten Eltern, einer sehr einfachen Handwerker-Familie, die im Hinterhause des Fabrikherrn das Gnadenbrod essen, kehrt nach langer Abwesenheit der Sohn Robert zurück, der in Java die Plantagen und den Handel des Vorderhauses erfolgreich verwaltet hat. Er findet die Seinen recht kümmerlich verändert, die Eltern bei aller Freude und allem Stolz über seine Rückkehr viel zu beschränkt und zu ordinär gesinnt, um sich an ihnen zu freuen, wie er gehofft hat.

Doch nicht an ihnen liegt es; sie sind nie viel anders gewesen. Der Sohn, der sich in der Fremde durch Arbeit und Freundschaft gehoben gefühlt, paßt nicht mehr in diese enge, niedrige Lebensweise.

Noch tiefer bekümmert ihn die Entdeckung, daß seine jüngere Schwester von dem Sohne des Vorderhauses bei Tage und bei Nacht spazieren geführt wird; ja, daß die ältere Schwester, die einen rohen Trinker zum Mann hat, dem Liebespaar in ihrer Wohnung ein Nest eingerichtet hat.

Alles das verletzt natürlich sein Ehrgefühl auf's Festsigste. Er will die Seinigen der Unwürdigkeit, dem Sündenpfehl entreißen. Seine leidenschaftlichen Mahnungen und Vorwürfe machen vorübergehend Eindruck. Als aber das Vorderhaus den Eltern Almas eine große Summe einhändigigt, damit sie das Haus verlassen und die Schande der Tochter stillschweigend einstecken, ist heller Jubel in der Familie. Damit ist die ehrenhafte Absicht des Sohnes gescheitert.

Mehr Erfolg hat er im Vorderhause, wenigstens bei der Tochter, welche ohne Aussicht zehn Jahre auf ihn gewartet hat. Freilich deren Vater, der Kommerzienrath und sein Sohn behandeln den Sohn des Hinterhauses mit Geringschätzung und mißtrauen seiner Ehrlichkeit. Gerade diese Personen des Vorderhauses — der Kommerzienrath und sein nichtsnutziger Sohn, seine alltägliche Frau und deren überspannte Tochter haben kein richtiges Relief. Vollends undenkbar aber ist der Macher des Ganzen, Roberts Freund, der Graf Traß, der vor Jahren nebst unbezahlten Schulden die Einlösung seines Ehrenworts in Europa zurückgelassen hat, dafür aber im holländischen Indien zum reichsten Kaffee-Baron aufgestiegen ist. Da er bei Gelegenheit nicht satisfaktionsfähig befunden wird — er muß das als richtig hinnehmen — raisonnirt er über den Begriff der Ehre.

Was im Grunde die Ehre ist, welchen Begriff der Verfasser dem Worte beilegt, welchen Werth er ihm zuerkennt, wird nicht deutlich. Man sieht nur, daß der Ehrbegriff nach den verschiedenen Ständen und Bildungsgraden hin verschieden schillert. Von den Personen des Stückes haben nur die beiden Rechtschaffenen, Robert und seine Geliebte ihrer Ehre nichts vergeben. Aber sie wissen auch nicht zu sagen, warum.

Daß endlich die Tochter des Vorderhauses mit dem Sohne des Hinterhauses davongeht und daß dieses Unternehmen nur mit Hilfe der imponierenden Geldmittel des Grafen möglich wird, ist ein sehr

unbefriedigender Nothbehelf, dessen Unwahrscheinlichkeit die Schwäche der Fabel bloßlegt und den Verfasser lehren kann, daß er seine Erfindung besser hätte begründen und sorgfältiger hätte ausarbeiten müssen.

Welche Einwände sich aber auch gegen die Durchführung der Idee erheben lassen — die realistischen Schilderungen wie die Gesamtanlage und Vertheilung des Stoffes sind Beweise von einem großen dramatischen Geiste.

Leider hat nur Sudermann den gewiß großen Gegenstand, die Ehre, mit viel zu geringen Attributen ausgestattet; ist die Ehre ohne Zweifel etwas Erhabenes, so muß sie auch irgend Jemanden erheben. In diesem Stücke aber ist nichts Erhebendes zu finden. Dem realen Vordergrund fehlt der ideale Hintergrund.

Noch weniger bewegt sich das folgende Drama „Sodoms Ende“ im erforderlichen Gleichgewicht.

Drama, nicht Trauerspiel nennt es der Verfasser, obgleich es mit zwei Leichen und allgemeinem Entsetzen endigt.

Die Verfasser unserer Zeit, so belehrt uns Karl Frenzel, haben ja häufig nicht den Muth auf dem Theaterzettel ihre Stücke als Trauerspiele zu bezeichnen. Sie kennen die Abneigung des Publikums gegen solche Titel. So gehen Greueltragödien unter dem farblosen Namen: Schauspiel, Drama oder Sittenbild einher. Nicht um die Reinigung — um die Reizung brutaler Leidenschaften handelt es sich in diesen Stücken.

Von dieser Art ist leider „Sodoms Ende“. In seinem Gedankengehalt wie in seiner Ausführung erträgt es keinen Vergleich mit der „Ehre“. Der Dichter kehrt allen Schmutz aus der Chronik des modernen Künstlerthums auf einen Haufen zusammen und ruft: „Das ist die Gesellschaft! So geht ein genialer Maler zu Grunde.“

Wir sehen nur, wie ein läuderliches Lotterleben einen jungen Menschen leicht unter die Erde bringt. Diese rein pathologischen Zustände, die Auflösung und eflen Gelüste eines Schwind süchtigen, die Nervenzufälle einer durch Genuß zerrütteten Frau, die vorwitzige Sinnlichkeit einer Ahtzehnjährigen — das Alles giebt uns der Dichter für Motive, Scenen, Handlungen aus.

In der „Ehre“ war die Gegenüberstellung des Vorder- und Hinterhauses in ihren äußeren und inneren Verschiedenheiten immerhin ein kühner und meist vortrefflich durchgeführter Wurf; in „Sodoms Ende“ hat das Gegenüber der braven Leute und der Lumpen, der anständigen Frau und des Gegentheils, des unschul-

digen, armen Mädchens und des reichen, frivolen schon einen Ton des Absichtlichen und Künstlichen angenommen.

Doch darf uns auch diese Erfahrung nicht beirren im Urtheil über Sudermanns Begabung. „Sodoms Ende“ folgte allzusehnell der „Ehre“, gerade so schnell wie der Clavigo dem Götz, wie der Fiesko den Räubern. So paßt denn auch auf dieses Stück das Urtheil Mercks über den Clavigo: „Solch einen Quark mußt Du mir künftig nicht mehr schreiben. Das können die Andern auch.“

„Sodoms Ende“ ist ein phantastisches Kartenhaus, das auf Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten beruht; es ist gerade das, was es sein soll, ein getreues Bild der Wirklichkeit höchstens in seinen Details; aber diese bilden kein dramatisches Ganze.

Statt uns zu zeigen, wie nun edle Natur in Genussucht und Selbstsucht zu Grunde geht, führt uns Sudermann einen bereits zerrütteten Jüngling vor, an dem so wenig zu bessern wie zu verderben ist. Dieser schöne Willy ist leider nichts weiter als ein Lump; der Vampyr hat ihm alle Arbeitslust, alle Schaffenskraft ausgezogen. Da er sich diesem Weibe zu entziehen droht, will sie ihn mit ihrer jungen, reichen Nichte verheirathen, obgleich ihre Klugheit ihr sagen muß, daß sie ihn dann erst recht verliert.

Auch geht er auf den Plan nur mit Widerstreben ein, nur um des Geldes willen, das er erheirathen soll. Die Nichte aber, der zur Nichtsnutzigkeit nur die Erfahrung fehlt, liebt ihn, wie sie sagt, wirklich. Daß diese Neigung sich nur auf das Aeußere beziehen kann, versteht sich hier von selbst, wo das Innere bei Niemandem etwas werth ist.

Bisher hat Willy seine ehrbaren, wenig gebildeten Eltern über seinen Lebenswandel getäuscht; sie theilen mit ihm ihr bisschen Armuth und hoffen Großes von ihm. Das Entsetzen der Mutter, als sie die wüste Lächerlichkeit des Sohnes durchschaut, ist freilich rührend — aber es kommt viel zu spät.

Schon sinnt er auf das Schlimmste. Wohlüberlegt ist der Angriff, den er dann in der Trunkenheit wirklich begeht, auf die arglose Tugend seiner Pflegschwester, deren reine Schönheit den schamlosen Taugenichts bisher unerklärlicher Weise unangefochten gelassen hat.

Gerade wie in Wildenbruchs „Haubenlerche“ ist hier die Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit des Vorfalles noch bedenklicher als seine Anstößigkeit.

Nun erst erwacht der spärliche Rest von Gewissen in dem Elenden — damit geht er zur Verlobung!

Was dann noch folgt ist die tollste Romantik, verbunden mit der gemeinsten Natürlichkeit.

Das ganze Stück ist nur eine Katastrophe, keiner der Charaktere entwickelt sich, keiner erfährt eine Steigerung. Die Gewaltthat an der Pflgetochter ist eine Episode schlimmster Art, welche das Udenkbare noch unbegreiflicher macht.

Mangel an Ernst und künstlerischer Wahrhaftigkeit haben hier über eine erstaunliche Technik den Sieg davongetragen.

Selbst die glänzendste Darstellung vermag diese poetischen Sünden nicht zu verhüllen.

Wie sehnt man sich von solchen Orgien weg nach jenem lebensfrohen, schönheitsbedürftigen Optimismus, den man als den Herzschlag aller echten und wahren Poesie wie der Kunst überhaupt bezeichnen kann.

Die erste Aufführung von „Sodoms Ende“ wurde durch sittliche Bedenken hingehalten; sie wäre ganz untersagt worden, wenn es ein Gericht gäbe, das über den Kunstwerth abzuurtheilen hätte.

Als eine geschickte Schwenkung, ein Einlenken auf richtigere Bahnen haben wir die Erzählung „Zolanthes Hochzeit“ und das Schauspiel „Heimath“ zu betrachten.

Endlich versucht es Sudermann mit dem Humor und das Resultat fällt lebenswürdiger aus als alle bisherigen Anstrengungen.

Wieder ist es die plastische Gestaltungskraft, welche uns Bewunderung abnößtigt.

Freilich die Tonart breitspurigster Realistik hat Sudermann auch in dieser seiner Novelle angeschlagen. Man wird nicht selten an die gechliffene Platttheit der baltischen Skizzen des Doktor Vertram erinnert.

Doch hat die an sich einfache Geschichte gerade mit der humoristischen Breite zugleich eine psychologische Tiefe erhalten, die wir bei den bisherigen Erzählungen in solcher Wahrheit vergebens gesucht haben.

Zolanthe fühlt sich in der ungesunden Atmosphäre des Elternhauses unglücklich und fesselt, ohne es eigentlich zu beabsichtigen, einen 47-jährigen Junggesellen, den benachbarten Gutsbesitzer Freiherrn von Handekel.

Dieser läßt sich halb widerwillig von der jugendlichen Schönheit bethören — warum? Lassen wir ihn das selbst erzählen:

„Wie ich mich ansah in meiner sechs Fuß langen Maßigkeit, geht mir ein Licht auf, warum die Leute mich von Anbeginn den „guten“ Hancfel genannt haben. Schon beim Regiment hieß es immer: Hancfel? Lumen — ne! Aber'n guter Kerl!“ So sehr sich sein Hagestolzbewußtsein sträubt, die Hochzeit kommt ohne Erbarmen heran. Auch diese Prüfung übersteht er, obwohl die eisige Kälte seiner Braut unheimlich war.

Da, als er sie eben heimgeführt hat, gesteht sie und Lothar, den er wie einen Sohn gehegt hat, daß sie beide wegen hoffnungsloser Liebe zu sterben beschloffen haben.

„Und weil ich, wie sie ja wissen, meine Herren, von Profession ein guter Kerl bin, so ersann ich ein Mittel, um meine verunglückte Ehe zu einem raschen Ende zu bringen.“

Er macht die Beiden natürlich glücklich; noch glücklicher ist er, daß er, dieser peinlichen Gefahr entronnen, wieder zu seinem Junggesellenleben zurückkehren darf!

Klar und kräftig schreitet diese Erzählung vorwärts; in hellster Beleuchtung zeigt sich Bild auf Bild, vom ersten Beieinander in der Aristochialaube bis zu der Hochzeitsnacht mit Hindernissen. Sind diese Bilder gleich selten von reiner Schönheit, so sind sie doch anziehend, etwa so wie jene Niederländer, an denen man ja auch allerhand pikante Reize entdeckt.

Solanthe freilich ist mit dem Zauber hinreißender Anmuth ausgestattet. Deshalb müssen wir ihr auch die etwas unverantwortliche Weise, wie sie den guten Kerl, den Hancfel hintergeht, verzeihen. Thut er selbst es doch:

„Famos! Ihr seid zwei Unschuldslämmer! Ganz famos!“

Ehe ich nun zu Sudermanns letztem und bestem Werke übergehe, will ich in kurzer Uebersicht gewisse Motive aufzählen, deren er sich bisher regelmäßig bedient.

Alle seine Darstellungen werden auf den Hintergrund des Familienlebens gezeichnet.

Auffallend ist der bei ihm ganz gewöhnliche Fall, daß Sohn oder Tochter den Eltern gänzlich entfremdet ist. Häufig hat das Kind Grund sich seiner Eltern oder wenigstens des Vaters zu schämen.

In der That sind die Eltern meistens recht niedrigstehende Menschen; besonders zeichnet sich eine ganze Reihe von Vätern durch Rohheit, wilde Leidenschaft oder durch verächtliche Schwäche und Einfalt aus.

Jahrelange Abwesenheit der Kinder hat dann das Ihrige dazu gethan, daß dieselben es in der drückenden Luft des Elternhauses nicht aushalten; oder sie sind gar nicht aus dem Hause gekommen und keuchen nun unter der Last, die ihnen die Eltern ohne Mitleid aufbürden.

In allen diesen Fällen ist unsere Sympathie auf Seiten der Kinder — „Sodoms Ende“ macht allein eine Ausnahme. Sonst übertragen die Eltern ihre Leiden auf die unschuldigen Kinder.

Von den Töchtern überraschen nicht Wenige durch lebenslustige Munterkeit, durch anmuthige Natürlichkeit, aber die Haltlosigkeit oder Sittenlosigkeit der Eltern gewährt ihnen keinen Schutz vor Verirrungen; so kommt es vor, daß sie der Verführung anheimfallen.

Ein eigenes Verhängniß waltet über den mehr tugendhaften als anziehenden Mädchengestalten Sudermanns; sie alle müssen lange Jahre warten, bis ihre unerkannte, stille Liebe zum Helden allmählich an's Tageslicht kommt. Sie werden selten nach Verdienst belohnt; es scheint, als wären sie dem Dichter selbst langweilig geworden.

Eine merkwürdige Neigung Sudermanns für häßliche, schwerfällige, massive Liebhaber beobachten wir allenthalben, fast mit alleiniger Ausnahme von „Sodoms Ende“, welches Stück überhaupt am wenigsten mit den übrigen Dichtungen gemein hat. Ihnen gegenüber stehen dann zuweilen auch elastische, jugendfrische Jünglingsgestalten, die aber nie die Hauptrolle spielen.

Endlich klingt ein rührender Laut durch alle bisherigen Dichtungen Sudermanns, die leidenschaftliche Sehnsucht nach der Heimath, nach einer Heimath, welche alle Wünsche der Kindheit verwirklichen, welche ein Asyl vor den Bedrängnissen des Lebens bieten soll. Diese Heimath soll den nach manchem Jahre Heimkehrenden ebenso vertraut, so liebevoll aufnehmen, wie sie ihn einst entlassen hat.

Es scheint, daß der Dichter, dessen Geschöpfe sich erfolglos nach solcher Heimath sehnen, damit hat andeuten wollen, daß unsere alte Erde nur noch dem arglosen Kinde eine solche Heimstätte gewähre, weil es, mit Allem zufrieden, auch den unbehaglichsten Winkel der Welt zu einem Elysiunm umzudichten vermöge.

Alle diese Elemente nun, welche in den früheren Dichtungen in der einen oder anderen Form regelmäßig wiederkehren, sind in der Familientragödie par excellence, dem Schauspiel „Heimath“ vereinigt. Auch in diesem Falle sagt die Titelbezeichnung zu wenig; wenn die „Heimath“ kein Trauerspiel heißen soll, so giebt's überhaupt kein solches.

Beurtheilt man mit Recht ein Schauspiel nach der Wirkung, die es von der Bühne her macht, so ist dieses Trauerspiel „Heimath“ sicherlich eines der ergreifendsten. Die Erschütterung, welche den Zuschauer überwältigt, bringt alle Bedenken gegen Einzelnes, namentlich gegen den unbefriedigenden Schluß zum Schweigen.

Dieses Mal verwendet der Dichter seine dramatische Energie fast durchweg in würdiger Weise an einen würdigen Stoff.

Der sittenstrenge Vater, an militärische Zucht gewöhnt, verlangt von der Tochter eine Nachgiebigkeit, welche von dieser ebenso selbstständigen, herrschsüchtigen Natur nicht zu erwarten ist. Darüber hat sie in jungen Jahren das Haus verlassen müssen. Dann folgt eine Zeit der Verirrungen und auf diese eine glänzende Laufbahn. Gerade der Umstand, daß Magda in der unbarmherzigen Welt ganz auf sich selbst angewiesen war, hat es ihr möglich gemacht, im Dienste der Kunst den Weg des Ruhmes einzuschlagen.

Wir glauben gern, daß sie eine große Künstlerin geworden ist. Doch ist Sudermann eigentlich den Beweis dafür schuldig geblieben. Meisterhaft hat er die Allüren der Diva, die mit Papagei und Jose, mit Kurier und Gesangsmeister angezogen kommt, getroffen; von ihrem Kunstsinne haben wir keine Proben, als ihre eigene Versicherung und das Entzücken der großen Welt.

Ob nicht zu ihrer Charakteristik als Künstlerin reinere Absichten, höhere Ideen wünschenswerth gewesen wären, als die freilich im Affekt hervorgestoßene Drohung: „Jeder Mensch muß wollen wie ich. Ich zwing ihn, ich kneble ihn, daß er liebt und leidet, daß er jauchzt und schluchzt wie ich. Und wehe dem, der sich da wehren will. Niederzingen — in Grund und Boden zingen, bis er ein Sklave, ein Spielzeug wird in meiner Hand. Ich weiß, das ist dumm, aber Sie verstehen schon, was ich meine“.

Auch die selbstbewußteste Virtuosa muß eine Vorstellung davon übrig haben, daß die Gesangskunst nicht gewaltsam niederdrücken darf, sondern erheben soll, bis man die Künstlerin darüber vergißt. Nein! Sie muß sich selbst vergessen.

Zwölf Jahre der Abwesenheit haben die Tochter dem Vater vollends entfremdet, und doch kann ein Vater ja sein Kind nicht ganz aufgeben. Aber die starre Selbstgerechtigkeit des Vaters will vom Wiedersehen anfangs nichts wissen.

Unvorsichtiger Weise läßt sie sich von einem dunkeln Verlangen nach ihrer Heimath bewegen über die Schwelle zu treten, inner-

Heinrich Seidel.

Ein Vortrag

gehalten in der Aula der Universität
den 23. Februar 1894.

Von den angeborenen Trieben des Menschen ist gewiß einer der unschuldigsten wie verbreitetsten die Neugier.

Die natürliche Neigung, Alles, was Mitmenschen anbetrifft, zu erfahren, beherrscht in ihrer naiven Form die meisten Menschen wenigstens zeitweilig. Sie erhebt sich aber auch durch alle Stadien des Interesses bis zur leidenschaftlichen Theilnahme an den Schicksalen des ganzen Menschengeschlechts.

Zur Wißbegier veredelt ist sie das Motiv aller Culturfortschritte geworden.

Da der Mensch sich selbst als das Höchste aller geschaffenen Wesen betrachtet, so muß dieses Interesse für Seinesgleichen das lebhafteste sein. Die Begier, zu erfahren, wie Andere denken und reden, empfinden und handeln ist also gewiß berechtigt. Und so hat der Stamm des Wortes Neugier in diesem Zusammenhange den größten Theil des Vorwurfs verloren, den wir sonst in seine Composita zu legen pflegen.

Natürlich wird sich der höher entwickelte Mensch nicht mit einer oberflächlichen Aufmerksamkeit auf Neuigkeiten begnügen, sondern seine Kenntniß vom Wesen und Ergehen seiner Mitmenschen zur Vergleichung und Selbstbeurtheilung verwerthen.

Mit der Neugier verbunden ist zugleich das Bestreben, die Resultate davon weiter zu verbreiten. Auf der naiven Stufe dieses Triebes lautet dann die Formel: der Neugierige pflegt auch mittheilksam, ja redselig zu sein, er erzählt gern weiter, was er Neues erfahren hat.

Eine reifere Geistesverfassung aber wird sich von jener kindlichen Unbefangenheit nur qualitativ unterscheiden; war diese eher zudringlich, so sucht jene tiefer einzudringen.

Der gebildete Mensch wird gleichfalls das, was ihm an seinen Mitmenschen aufgefallen, was ihm von ihnen Merkwürdiges zu Ohren gekommen ist, gelegentlich weitergeben. Denn er darf dieselbe Neigung, die Menschenkenntniß zu bereichern, auch bei denen voraussetzen, mit welchen er im Gedankenaustausch steht.

Zeichnet sich die Neuigkeit, welche vorgetragen wird, durch bedeutenden Zusammenhang, durch interessante Spannung, durch einen überraschenden Schluß aus, so entsteht die Anekdote, die kürzeste Form solcher psychologisch merkwürdigen Erzählungen. Sie gipfelt in der wohlvorbereiteten, pointirten Erledigung des Problems.

In der That ist es ein tieferes psychologisches Interesse, welches der Anekdote zu Grunde liegt; an und für sich bedeutet das Wort ja ursprünglich nur etwas noch nicht Veröffentlichtes, eine Neuigkeit. Da sich aber nur eine oberflächliche Anschauung mit den einfachen Thatfachen begnügt, ist es selbstverständlich, daß daß der Erzähler, der höhere Anforderungen an sich stellt, sich bemüht seine Geschichte möglichst begründet, wirksam und gefällig vorzutragen. Nicht allein der witzige, humoristische oder sonst überraschende Schluß verleiht der Anekdote ihren Werth; die Vorbereitung auf den Schlußeffect muß wohlüberlegt und geschickt geordnet und gefaßt sein.

Je tiefer und breiter diese Begründung einer charakteristischen Wendung sich gestaltet, desto mehr nähert sich die Darstellungsform der Novelle.

Wir besitzen aus dem 16. und 17. Jahrh. eine Reihe von Anekdotensammlungen, deren leicht erkennbarer Zweck ist, nicht das egoistische Streben nach eigener Unterhaltung zu befriedigen, sondern dem Leser mannigfaltigen Stoff zu liefern, welcher, mit passenden Zuthaten versehen, Zuhörern zur Kurzweil dienen könnte.

Wer also ein solches Buch benutzte, las erst für sich eine Anekdote und erzählte dann, je nachdem es ihm gelingen mochte, eine Novelle.

Auch Novelle bedeutet ja ursprünglich eben nur eine Neuigkeit.

Diese Art des Zeitvertreibs ist uralt. Wo Menschen beisammen sind, lassen sie sich gern unterhalten und lauschen begierig dem Rhapsoden, dem Sänger, dem Improvisator oder dem Erzähler.

Diesem Bedürfnis sind denn auch die ältesten namhaften Novellisten entgegengekommen, Griechen und Araber, Italiener und Engländer, Spanier und Deutsche.

In der zweiten Hälfte des Mittelalters glänzt vor zahlreichen seiner Landsleute der Meister, ja man kann sagen, der Stifter der Novelle in ihrer wesentlichen Gestalt: Giovanni Boccaccio.

Zwar kann sein Decamerone heute nicht mehr den Beifall und die Verbreitung beanspruchen, wie vor 5 oder 4 Jahrhunderten; unsere Begriffe von Sittlichkeit und Sittsamkeit sind zu weit entfernt von jenen des 14. Jahrhunderts. Aber an graziöser Einkleidung haben ihn von Späteren nur wenige übertroffen.

Ihm folgen noch im 14. Jahrhundert Chaucers „Canterbury tales“; dann im Anfange des 17. die „Novellas ejemplares“ von Cervantes.

Wiewohl diese Dichtungen verschiedenen Nationen und verschiedenen Epochen angehören, haben sie doch denselben Zweck, eine erfreuliche und gebildete Unterhaltung zu gewähren, vollkommen erreicht und sind internationales Eigenthum geworden.

So finden wir denn, daß Shakespeare von den ältesten italienischen Novellisten den Kern oder einzelne Situationen mancher Lustspiele sowie zweier ernster Dramen entlehnt. Am bekanntesten aber ist die Benutzung von Boccaccios dritter Novelle zum dritten Acte von Lessings Nathan, sowie die Ueberführung des „Zigeunermädchens“ von Cervantes in Wolfs gleichnamige Oper Preziosa.

Kein Wunder also, wenn auch heutzutage mancher gelungenen Novelle dramatische Form gegeben wird, wozu in unserem Jahrhundert z. B. Charlotte Birch-Pfeiffer das Signal gegeben hat, welche aus Auerbachs „Frau Professorin“ ihr Drama „Dorf und Stadt“ bildete.

Den ursprünglichen Zweck, in müßigen Stunden eine belebende Unterhaltung zu bieten, hat die Novelle trotz mancher Wandlungen an Inhalt und Form auch heute noch beibehalten. Natürlich sind mit der Veränderung der Lebensformen auch ganz neue Motive aufgetaucht und neue Richtungen eingeschlagen worden.

Während z. B. Ludw. Tieck in geistreicher Behandlung ideale Probleme in seinen Novellen verkörpert, hat E. T. A. Hoffmann den humoristischen Weg eingeschlagen, hat Eichendorff noch spät allen Zauber lyrischer Romantik eingeflochten; und so hat der Lebensreichtum unseres Jahrhunderts zahlreichen anderen Gestaltungen Stoff und Farbe geliefert.

Dem viel weniger noch als der Roman darf die Novelle sich von der Gegenwart entfernen. Sie muß auf demselben Boden gewachsen sein, auf dem der Leser sich heimisch fühlt.

Daher ist es kein Wunder, daß die moderne Tendenz sich derselben bemächtigt hat, wodurch sie freilich ihrem eigentlichen Berufe, unbefangenen Genuß zu dienen, entfremdet wird und, wenn sie auch lebhafter erregen mag, doch häufig recht ungemüthlich werden kann.

Ziehen wir in Betracht, wieviel des Interessanten unser bewegtes Leben darbietet, wie zahlreich befähigte Beobachter sind, welche ansprechende Begegnisse oder Zustände zu verwerthen verstehen — bringen wir in Ausschlag das stets wachsende Bedürfniß unseres leselustigen Jahrhunderts, so dürfen wir uns nicht wundern über die ungeheure Fülle von Novellen, unter denen wir die Auswahl haben, mögen wir nun dem naiven Zuge elementarer Neugier folgen, oder auch die höchsten Ansprüche stellen.

Ohne Zweifel hat im Augenblick für die nächste Zukunft die Novellendichtung ihren Höhepunkt erreicht; welcher Vielfeitigkeit der Gegenstände, welcher fesselnder Charakteristik, feiner Motivirung und vollendeter Darstellung begegnen wir bei so grundverschiedenen Erzählern wie Berth. Auerbach, Ad. Stifter, Jerem. Gotthelf, Paul Heyse, Theodor Storm, Gottfried Keller.

Jeder hat in seiner Weise und für seinen Leserkreis Bortügliches geleistet, ohne damit Anderen in den Weg zu treten.

Hier ist aber auch so viel Spielraum für scharfe Beobachtung, lebendige Anschauung und geschmackvolle Zeichnung, daß Jeder sein Talent frei üben kann.

Wir Leser stellen ja nur eine Bedingung, oder bescheidener formulirt: wir haben nur den einen stillen, aber berechtigten Wunsch, was wir zu unserer Erfrischung, zu unserer Anregung, kurz zu unserem Vergnügen uns erzählen lassen, möge unseren Begriffen von Anmuth, von Schönheit in ihren verschiedenen Möglichkeiten entsprechen. Dies zu gewähren hat die heutige Technik hinreichende Mittel; freilich ist es bei diesem Handwerk wie bei jedem anderen: wir ziehen Meisterarbeit der Fabrikarbeit vor.

Lassen sie mich von diesem Bilde zu meinem heutigen Gegenstande übergehen, der in einer Person ein tüchtiger Fabriktechniker und zugleich ein geschickter Meister vom Handwerk ist.

Heinrich Seidel ist am 25. Juni 1842 in Berlin bei Wittenburg, Mecklenburg-Schwerin, geboren. Sein Vater, dortiger

Prediger, hat sich bereits als Dichter geistlicher Lieder und anderer Poesien bekannt gemacht; als solchem begegnen wir ihm auch in einer Erzählung des Sohnes. Dieser scheint der älteste von drei Brüdern zu sein; die jüngeren Beiden, Hermann und Paul, finden wir nicht nur im „Weihnachtsabend bei Leb. Hühnchen“ und anderen Geschichten, sondern auch auf dem Widmungsblatte des 6. und 10. Bandes der gesammelten Schriften.

Als Heinrich 9 Jahre alt war, wurde der Vater nach Schwerin berufen, wo der Sohn nun in das Gymnasium eintrat. Aber sein Vater, der bald Divisionsprediger geworden war, starb bereits 1861, als der Sohn die polytechnische Schule in Hannover besuchte. Bald nach des Vaters Tode wandte derselbe sich nach Güstrow, in seine Heimath, wo er in Maschinenfabriken thätig war.

In Berlin setzte er dann an der Gewerbeacademie seine Studien fort, trat wieder in eine Maschinenfabrik ein und wurde endlich bei den Neubauten des Potsdamer und Anhalter Bahnhofes beschäftigt. Da hatte er die Entwürfe zu größeren Eisenconstructions und die Anlage hydraulischer Hebevorrichtungen auszuführen. Insbesondere hat Seidel das mächtige, 34 Meter hohe Hallendach des Anhalter Bahnhofes, damals das größte auf dem Continent, construirt.

Seit 1880 hat er die Ingenieurlaufbahn aufgegeben und sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit gewidmet; aber der Erinnerung an seine geschäftliche Wirksamkeit verdanken wir wohl die zahlreichen Ingenieure seiner Novellen.

Während des Baues jenes Bahnhofes entstanden seine ersten Erzählungen; als allererste erschien 1871 „der Rosenkönig“.

Seitdem sind außer einigen Einzelwerken 10 Bände seiner gesammelten Schriften zu Stande gekommen, von denen 9 im Ganzen 63 Erzählungen verschiedener Art enthalten, oder 73, wenn man die 11 Abschnitte des 8 Bandes einzeln zählt. Der 7 Band enthält nur Gedichte.

Schon die äußere Form der Werke ist bezeichnend für Seidels Wesen: saubere Bändchen, am liebsten in Goldschnitt, feiner Druck, feines Papier und Duodezformat; also ganz wie wir es bei Baumbach zu finden gewohnt sind.

Ueberblicken wir nun jene 63 oder 73 Erzählungen, so werden wir zunächst genöthigt vier wirkliche Märchen abzusondern, welche sich mit den 1885 selbstständig erschienenen „Wintermärchen“ vergleichen lassen.

Zwei von ihnen: „der Goldbrunnen“ und „Waldfräulein Hechta“ gleichen einander durch die Mitwirkung feenhafter Wesen, welche ein geliebtes Menschenkind gern glücklich machen möchten, aber gezwungen werden den Versuch aufzugeben, weil die Menschen ihnen nicht Wort noch Treue halten; sie endigen daher trübfelig. Im dritten Märchen, dem „Trilpetritsch“ gelangt ein einfältiger, aber treuherziger Bursche durch einen Wichtelmann wirklich zum Glück; während im vierten die persönlich versammelten „Monate“ ihren feurigen Verehrer ebenfalls mit Schätzen ausstatten.

In der Darstellungsform unterscheiden sich alle diese Märchen wenig von vielen eigentlichen Novellen Seidels, nur daß die schlichte saubere Vortragsweise sich da hebt, wo der Glanz oder die Schrecken übernatürlicher Macht und Herrlichkeit ausgemalt werden sollen. Die Erfindung ist einfach und frei von der gesuchten Künsterei oder gemachten Naivität mancher anderen modernen Märchen.

Hieran reiht sich dann seinem Inhalte nach die drollige Erzählung: „das arme alte Gespenst“. Ein dürftiger Schneider kann nach seinem Tode nicht zur Ruhe kommen, weil Niemand sein klägliches Geständniß anhören will; er hat nämlich bei Lebzeiten einen geringfügigen Diebstahl begangen. Endlich setzt sich ein nächtlicher Student unersehroffen zu dem schabigen Wicht und läßt sich Alles erzählen, worauf das erlöste Gespenst verschwindet.

Nur scheinbar gehören der Märchenwelt an diejenigen 6 Erzählungen, deren Helden im Traume wunderbare Dinge erleben. Diesen Traum haben sie entweder dem allzueifrigen Verkehr mit feurigen Getränken zu verdanken, oder sie unterliegen dem sinnverwirrenden Einfluß der Sommerhitze, oder endlich einer krankhaften Illusion.

Die symbolische Traumerscheinung der jüngsten von Seidels Erzählungen: „Was sich am Morgen meines 50 Geburtstages ereignete“ wird später zu berücksichtigen sein.

Den drei Träumern, welche zu tief in volle Trinkgefäße geguckt haben, löst sich der Spuk ihrer überhitzten Phantasie naturgemäß in elende Wirklichkeit auf; es sind die Helden: „Hans Peter Semmelmann“, der Consumant von „Dr. Mückensturms Lebensretter“ und der Fahrgast der berliner „Nebelbrotsche.“

Durch die einschläfernde Wirkung der brennenden Sommer- sonne überwältigt träumt ein Angler im Boot von dem prachtvollen Zaubergarten der Poesie; diese will ihn eben segnen, als er

schmählich hinausgeworfen wird und, erwacht, sich im seichten Wasser befindet.

Ein Anderer lernt unter ähnlichen Umständen im Walde die Vogelsprache; es läßt sich aber nicht feststellen, ob er sich das nur einbildet, oder ob die Sonne wirklich so verheerend auf sein Gehirn gewirkt hat. Solches erzählen: „der unbekannte Garten“ und „der Haselwurm.“

Am wenigsten ansprechend ist „der Tulpenbaum“ gerathen; zu unklar ist die krankhafte Vision motivirt, welche dem Helden zweimal in dem fremdartigen Baume wunderbare Vögel mit himmlischen Stimmen vorzaubert. Diese melancholisch-phantastische Spannung liegt nicht in Seidels Natur.

Daher gefallen auch wohl diejenigen Erzählungen nicht so gut, welche eine entschieden düstere Färbung an sich tragen, selbst wenn sie so warm und rührend vorgetragen werden wie der „Sonnenuntergang“ und „Daniel Siebenstern“; dort ist ein liebendes Herz gezwungen, allen schönen Hoffnungen zu entsagen, weil es sich in der Werthschätzung des Geliebten getäuscht hat; hier kleidet sich die Todesfreudigkeit eines Greises in gar zu barocke Formen: Siebenstern hat sich nicht nur seinen Grabstein fertig hergerichtet, auf dem nur der Todestag fehlt, sondern er hat auch in einem sonnigen Blumenzimmer seinen Sarg bereit stehen, in dem man ihn endlich tot findet.

Allzu kläglich verläuft das Dasein des Findelkindes „Engelbert“ und der Samariterdienst, der ihm endlich noch zu Theil wird, kommt zu spät, um uns zu verfühnen.

Geradezu unheimlich wirkt die künstlerische Verirrung des „Leichenmalers“, deren Eindruck doch endlich in den Sand verläuft.

Uebrigens bin ich weit entfernt, zu behaupten, daß ernste Stimmungen nicht zu Seidels Denkweise paßten und ihm nicht gelangen.

Wie beneidenswerth hat „der gute alte Dufel“, der seine Träume von einer sonnigen Zukunft nicht hat verwirklichen können, sein „liebebedürftiges Herz an fremdes Glück anranken lassen“. Er dankt dem Schöpfer, daß er ihm „ein gutes Gedächtniß für die Spiele seiner Kindheit gegeben hat“, und führt jedes der zahlreichen Kinder seiner sieben Geschwister, wenn es 12 Jahre alt geworden ist, in die Zauberflöte. Und doch wird er endlich vergessen sein, „der gute alte Dufel“.

Mit ganz besonderem Geschick sind die beiden anmuthigen Studienköpfe „Zorinde“ und „Eva“ gezeichnet; beides bezaubernde Geschöpfe mit dunkeln, verführerischen Augen, beiden aber fehlt es an der Tugend, welche dem Reize erst Werth verleiht, an Beständigkeit; Zorinde hindert „eine gefährliche Vereinigung von heißem Blute und kühlem Verstande“, sich fesseln zu lassen; Eva dagegen flattert mit gleichem Entzücken von Einem zum Andern. Beide Mädchen sind einsam aufgewachsen, nachdem sie mit der Mutter ihre Beratherin und Leiterin verloren; von den Vätern werden sie, die Eine zu sehr der Freiheit überlassen, die Andere in vollständiger Gefangenschaft gehalten, so daß ihre unerfahrene Arglosigkeit jeder Anziehung nachgiebt. Doch hat in beiden Novellen der Schluß nichts Peinliches; man kann sie entfernt mit Storms Immensee vergleichen.

Noch friedlicher endigt die sauber ausgeführte Erzählung: „Drei Rosen auf einem Zweig“, wiewohl keine derselben dem Bibliotheker Konrad Dannenberg sich zuneigt; dieser „alte Träumer“ resignirt rechtzeitig, weil er einsieht, daß solche Wunderblumen nicht mehr für ihn blühen, verhilft aber dafür der Jüngsten zu ihrem Candidaten.

Weit weniger interessant erscheint „Der Neuntödter“; ein solcher Vogel begeistert durch seinen buntfarbigen Gesang einen hinsiechenden Maler zu seinem letzten Kunstwerk; und „das letzte Geleit“, welches eine spät bei Nacht heimkehrende Gesellschaft einem unbekanntem Selbstmörder giebt, dem sie auf seinem einsamen letzten Wege begegnet.

Überraschend finden wir „die Geschichte eines Thales“, eine Reihe von Bildern, welche bei Seidel ihres gleichen nicht hat. Wir werden vom ersten Eindringen des Urmenschen in die Urwildniß herabgeführt in die Gegenwart mit ihren Fabrikschornsteinen und Commerzienräthen.

Zur Satire neigt Seidel nicht; es ist ihm wohlter unter gemüthlichen Menschen.

Die drei satirischen Skizzen: „Eugen Kniller,“ „Hans Hinderlich“ und „die Kohlmeise“ bieten Portraits dar, die man lieber nicht zum zweiten Male betrachtet, von einem engherzigen Egoisten, einem nichtsnutzigen Windbeutel und zwei Geizhalsen.

Alle bisher genannten Novellen können aber kein Bild von dem eigentlichen Wesen Seidels geben; sie stehen vereinzelt unter

den übrigen 43 Geschichten, welche unseren Dichter in seinem natürlichen Elemente zeigen.

Diese 43 bewegen sich ohne Ausnahme auf bestimmt ausgeprägtem Terrain: Seidels Heimat Mecklenburg, Berlin mit seinen Vororten und nächsten Umgebungen und die Ostseeküste mit ihren Dünenwäldern.

Die Heiterkeit, von welcher alle belebt sind, spricht nicht nur aus dem gefälligen Tone der Erzählung, sondern auch aus den Zuständen und Begebenheiten, den Individuen und den Localitäten.

Hier herrscht eine anspruchslose Behaglichkeit, eine harmlose Lebensfreude und ein gesunder Muth, Vorzüge, welche gewiß in Seidels eigener Lebensanschauung und Lebensführung begründet sind.

Er selbst, der Landpredigersohn, der in der Weltstadt das Feld seiner Amtsthätigkeit gefunden hat, sehnt sich aus dem hastigen und staubigen Treiben hinaus in's Freie und kehrt — trotz Blumenthal — aus der Großstadtlust nur zu gern in die reine Atmosphäre der Felder und Wälder, der Haiden und Dünen zurück. Er hat nie aufgehört im vertrautesten Verkehr mit der belebten Natur sich zu fühlen; er beachtet und erkennt Alles, was da draußen kriecht und fliegt, wächst und blüht.

Und zwar hat sich Seidel besonders eingehend mit dem Leben und Treiben der Thierwelt beschäftigt, namentlich mit jener kleinen und kleinsten, welche den meisten Menschen unbekannt bleibt.

Für alle Formen, Farben und Stimmen der Vogel- und Insectenwelt hat Seidel offenes Auge und Ohr; aber mehr als das, er hat seine Freude an ihrer unschuldigen Existenz.

Deshalb gestattet er diesen harmlosen Geschöpfen auch gern eine Mitwirkung, durch welche oft überraschende Stimmungen hervorgebracht werden.

Der liebliche Gesang eines Rothkehlchens oder einer Grasmückenart dient nicht selten zur Vollendung einer idyllischen Scene; ebenso rechtzeitig erscheint die zierliche Haubenmeise oder der Eisvogel mit seinem glänzenden Gefieder und seinen sonderbaren Gewohnheiten.

Die Novelle „Odyssens“ enthält ein förmliches Programm zum Schutze und zur Pflege unserer Singvögel; vollste Anerkennung findet die classische Arbeit Naumanns, des ersten deutschen Ornithologen. Sein Lob erklingt am lautesten im Nachwort zu dem ornithologisch-poetischen Prachtwerk: „Naturfänger“ (Text v. S.

Seidel, Originalzeichnungen von H. Giacomelli); ein Werk, das hier nur rühmend berührt werden kann.

Mit vollkommener Sachkenntniß verfolgt Seidel das Treiben und Weben der Insectenwelt. Häufig umschweben Trauermäntel, Perlmutter- und Schillerfalter oder andere Tagfalter den Wanderer auf Waldblößen, an Wiesen- und Wegerändern. Wer Lust hat, sich für den Schmetterlingsfang zu begeistern oder die Begeisterung für diesen Sport mitzuerleben, der lese die erste Geschichte des 10 Bandes: „der Schatz“. Da hat der sachkundige Dichter seiner wohlgeklungenen Novelle eine ebenso gelungene Beschreibung der besten Fangmethoden und Apparate eingefügt. Auch fehlt es nicht an wissenschaftlichen Namen, besonders der seltneren Arten.

Endlich aber hören wir das rege Leben, welches, sonst unmerklich, erst im Schweigen der übrigen Natur vernehmlich wird; das Schwirren, Wehen und Summen in der stillen Mittagsglut, oder wenn sich am klaren Abendhimmel die Sonne neigt.

Solcher Vorliebe gemäß wählt Seidel fast ohne Ausnahme die Frühjahrs- und Sommerszeit bis in den Herbst hinein zu seinen Ausflügen; denn die Helden seiner Erzählungen, wenn sie für solche Naturfreundschaft schwärmen, reden fast immer in der ersten Person und wir erblicken auch hinter dem Incognito eines fremden Namens überall denselben Heinrich Seidel.

Ausschließlich der Thierwelt gewidmet sind nur drei Skizzen: „Allerlei Thiere“, „Hunde-Geschichten“ und „eine Sperlingsgeschichte“.

Selbstverständlich haben wir hier die feine Beobachtungsgabe des Kenners ebenso zu bewundern, wie die launige Art des Erzählers.

Von den Sperlingen erfahren wir freilich nichts Neues; sie ärgern mit ihrem ewigen Lärm einen stillen Gelehrten, dem es nicht gelingt, sich des Gesindels zu erwehren; denn es nistet selbst in seinem Wetterrouleau und er mag das Nest nicht zerstören, solange etwas darin ist; es ist aber immer etwas darin.

Mit wohlherzogenen Hunden würde Seidel sich gern umgeben, denn er schätzt eine reine und treue Hundeseele; aber seine Haushälterin, Frau Schüddebold ist keine Freundin von solcher Gesellschaft. Daher kann er, so leid es ihm thut, einem herrenlosen Hündlein, das ihm treuherzig nachläuft, nicht die Gastfreundschaft bieten, auf welche es hofft; „noch sehe ich es immer vor mir, das kleine, dürftige Thier, wie es in seiner müden, hoffnungslosen Weise

weiterstrebt und allmählich in der ab- und zuströmenden Menge und in dem Brausen der großen Stadt verschwindet.“

Die „Allerlei Thiere“ sind eine weiße Maus, die nach der Meinung seiner Schwester an gebrochenem Herzen stirbt; ein Thurmfalk, den sein Bruder Hermann gezähmt hat; ein Waschbär, der in die Hände eines Schlächtermeisters geräth, so daß nur das Fell zu retten ist; drei kleine Eichhörnchen und ein verbrecherischer Affe.

Nun ist aber dieser aufmerksame und erfahrene Verehrer der Natur auch ein routinirter Kenner liebenswerther und gemüthlicher Menschen. Liebenswerth müssen sie sein, auch wenn sie mehr oder weniger bedenkliche Schwächen an sich haben; und für die Gemüthlichkeit sorgt schon ihr Schöpfer, der Dichter.

Unübertrefflich an Liebenswürdigkeit sind alle die jungen Mädchen in hellen Gewänden und leichten Sommerhüten, welche die obligaten Jünglinge, auch wenn sie schon etwas bei Jahren sind, nur zu erblicken brauchen, um sie augenblicklich zu lieben und zu gewinnen. Mögen sie blond oder brünett sein, gutherzig und zuverlässig sind sie alle; denn die wenigen Ausnahmen „Sorinde“ und „Eva“ haben wir schon beseitigt und Veronica im „Odyssens“ wird verdrängt.

In der That könnte die Schilderung der vielen jugendlichen Heldinnen einformig erscheinen, wenn sie nicht durch lebendige Umgebung und stets wechselnde Nebenumstände immer neues Interesse gewänne.

Auch sind diese gutartigen Kinder keineswegs ohne wesentliche Charakterverschiedenheit: zuweilen fügen sie sich schnell in ihr Schicksal, aber sie können sich auch energisch sträuben; manchmal halten sie sich in bescheidener Demuth verborgen, aber sie können auch heiter—unbefangen, selbst tapfer und entschlossen auftreten; sie können lange zürnen, wenn man ihnen ernstlich zunaher tritt, aber sie können auch von Herzen verzeihen, wenn man Abbitte thut. Endlich haben sie wieder eine gewisse Nachgiebigkeit gemeinsam; auf die Dauer widersteht keine, wenn nur der Rechte sich einstellt.

Sie können sich leicht vorstellen, wie vortreffliche Hausfrauen aus diesen prächtigen Geschöpfen werden; freilich müssen wir uns da mit den glänzenden Ausichten begnügen, mit denen die meisten Geschichten schließen; doch führt Seidel einige der von ihm glücklich zum Ziele geleiteten Paare über die Trauung hinaus und diese Fälle bestätigen unsere kühnsten Erwartungen.

Gute Hausfrauen lassen natürlich auf treffliche Mütter schließen; wirklich sind auch die nicht gerade zahlreichen Mütter sehr würdige, herzensgute Damen, welche mit gleicher Liebe ihre Söhne wie ihre Töchter umfassen; allerdings haben sie selten Beides zugleich; am liebsten vertheilt Seidel die Rollen so: Vater und Tochter, Mutter und Sohn, was auch für die Spannung des Interesses ergiebiger sein mag.

Sogar als Schwiegermütter sind diese Frauen bewundernswerth; nur „Herr Omnia“ büßt seine dringende Bewerbung mit der entgegengesetzten Erfahrung. Hat Seidel demnach, wie es sich gehört, den wackeren Hausfrauen und denen, die es werden wollen, seine Huldigung ausgesprochen, so darf er sich auch erlauben, die kleinen Eigenheiten und seltsamen Schrullen zu verathen, welche alte Tanten, Haushälterinnen und Dienstmädchen leicht an sich haben. Als Typen dieser drei so verschiedenen weiblichen Lebenslagen dürfen Tante Lieschen im 8. Bande, Frau Schüddebold in der Einleitung zur „Landparthie mit Leber. Hühnchen“ und die „sanfte Doris“ in „Hans Beinharts Abendteuer“ gelten.

Tante Lieschen ist an die patriarchalische Sicherheit ihrer mecklenburgischen Heimat gewöhnt, das Mißtrauen in die Zustände Berlins verleidet ihr den Aufenthalt daselbst; doch läßt sie es sich nicht nehmen, im Panopticum „die starren wächsernen Mördergesichter“ mit wohlthuemendem Grausen anzustarren. Später aber „bildet dieser Besuch des großen Babels eines der werthvollsten Juwelen ihrer Erinnerung, und wenn sie zu der Strübing „im Thee“ geht, wie sie zu sagen pflegt, und dort ihre andere beste Freundin, die Könnekamp trifft, da erzählt sie gern von ihren schrecklichen Erlebnissen und von den schauerhaften ausgestopften Verbrechern, welche sie gesehen hat.“

Auch von seiner Hauswirthin mag Seidel selbst erzählen: „Ich hatte es ja am Ende sehr gut bei Frau Schüddebold, aber zuletzt ging es doch nicht mehr. Zuwörderst hatte sie nämlich eine unüberwindliche Abneigung gegen Thiere; ich war nun aber an Thiere gewöhnt von Kindheit an. An so etwas durfte ich aber gar nicht zu denken wagen. Zweitens, und das fiel schwerer in's Gewicht, stellte es sich im Laufe der Zeit heraus, daß Frau Schüddebold mit der Absicht umging, mich zu heirathen. — — Schrecklich war der Augenblick, als ich Frau Schüddebold kündigte. Sie stand bleich und starr wie eine Bildsäule mit der Unterschrift: „der stille

Vorwurf". Ohne ein Wort zu sagen, entfernte sie sich mit dem qualvollen Seufzer eines tief gekränkten Herzens".

Die „sanfte Doris“ endlich scheute jede anstrengende Arbeit; sie wurde jedes Mal krank, wenn eine Wäsche in Sicht war; aber sonst war sie „eine Seele“.

Sie sehen also, das weibliche Personal ist in Seidels Erzählungen in erwünschtester Vollständigkeit vorhanden und stufenweise qualificirt. Wenden wir uns jetzt zu den Typen des Männergeschlechts.

Es gewährt bekanntlich nicht geringe Vortheile, wenn ein Erzähler sich selbst als Hauptperson einführt. Er braucht sich nicht weiter vorzustellen, kann, wenn er will, sich später gelegentlich legitimiren und weiß vor allen Dingen immer ganz genau, wie seinem „Ich“ in kritischen Momenten, auch den einsamsten zu Muthe ist, ohne daß Jemand berechtigt wäre, zu fragen, wie er zu dieser intimen Wissenschaft gekommen sei.

Auch ist es sehr begreiflich, daß ein Optimist wie Seidel in das Wesen seiner beneidenswerthen Helden soviel von seinem eigenen Zustande legt — es entwickeln sich ja meist sehr wünschenswerthe Verhältnisse — daß man ihn überall wiedererkennt, auch wenn er seinen Helden in einen anderen Namen verkleidet.

Daher kommt es, daß die Helden der 15 Novellen, in welchen ein junger Mann seine Lebensgefährtin findet, alle eine gewisse wohlthuernde Aehnlichkeit haben.

Es sind Alles wohlthuernde, manchmal sogar vermögende Männer, meist über die erste Jugend hinaus — es hat ihnen bisher an Gelegenheit oder an Entschlossenheit gefehlt, sich unter den Töchtern des Landes umzusehen. Das muß aber als ein wahres Glück betrachtet werden, denn sie haben erst in der Novelle Gelegenheit, etwas Passendes zu finden. Und zwar ist es häufig der bloße Zufall, welcher den Vermittler spielt.

Dem Einen führt mitleidige Theilnahme an einer sterbenden Mutter eine Pflgetochter zu, welche unter seinen Augen zur jugendlichen Gattin heranblüht; ein musikalisches Genie hört eines seiner Lieder falsch singen, stürmt hinein und fällt in die Reize der überraschten „Loreley“, die ihm aber nichts weiter zu Leide thut; ein Dritter wird als Wilddieb verhaftet, aber statt vom Förster, von dessen Tochterlein gefesselt; ein Vierter läßt sich von einem Strolch seine Kleider stehlen, während er badet, und das Fräulein, das ihm wieder zu Kleidern verhilft, stiehlt ihm dafür das Herz;

mehrere dieser Glücklichen entdecken in der idyllischen Sommerwelt am Ostseefernde die ländliche Schönheit, die ihnen bestimmt ist.

Diese Junggesellen nun sind am liebsten Ingenieure, doch auch Musiker, Maler, Naturforscher oder einfach Rentiers.

Wie sich's für ihre Jahre und ihre Aufgabe ziemt, haben sie alle ein stattliches, gesehtes Aeußere, einen offenen Sinn für Behaglichkeit und Naturgenuß; doch sind sie auch den Künsten nicht abgeneigt, wenigstens nicht denjenigen, die in Küche und Keller gehegt und gepflegt werden, und haben die dringende Sehnsucht, sich nun gleich zu verheirathen.

Dazu geben denn auch die Eltern von Herzen ihren Segen, besonders gern die Mütter. Unter den Vätern giebt es einige Querköpfe, welche am liebsten ihre Töchter für sich behielten und daher die wunderlichsten Anforderungen stellen; aber das hilft ihnen nichts.

Berschanzt sich ein solcher Sonderling hinter der, wie er meint, unerfüllbaren Bedingung, daß sein alter, hohler Birnbaum Rosenblüthen trage, so werden ihm Rosenstöcke in die Astlöcher gepflanzt, und da es ihm außerdem zu Herzen geht, daß sein Liebling sich in Gram verzehrt, so ist sein Widerstand gebrochen.

Oder wenn ein Anderer verlangt, wer seine Tochter haben wolle, dürfe vor allen Dingen nicht Musiker sein, so ist eine Drehorgelmelodie — „Lang, lang ist's her“ — hinreichend ihn an Vergangenes zu erinnern und zu erweichen.

Einen dritten, welchen allerdings eine düstere Vergangenheit und americanische Gewohnheiten von der Tochter getrennt halten, kann nur der Tod aus dem Wege räumen.

Überhaupt sind Conflictе bei diesen Gelegenheiten weder häufig noch im Ernst bedenklich. Etwas Eifersucht — natürlich ganz unberechtigte — etwas Zweifel oder Verdruß braucht nur niedergekämpft zu werden — und dem schönen Bunde steht nichts entgegen, wie wir's gleich voraussehen konnten.

Ein so gemüthreicher Mensch wie Seidel hat natürlich auch liebenswürdige Freunde; nur läßt sich freilich nicht verhehlen, daß sie an gewissen Schwächen leiden, die selbst die Freundschaft des Erzählers nicht ganz verschweigen kann.

„Mein Freund Abendroth,“ sagt er, „hat leider geringen Respect vor Thatsachen; wollte ich mich kürzer ausdrücken, könnte ich fast sagen: er lügt manchmal ein Wischen.“

„Daß mein Freund Bornemann ziemlich wohlbeleibt ist, weiß die Welt“ — „da werden wir wohl ein Bischen schweningern müssen,“ sagt der Arzt. Bornemann führt mit einer Consequenz, die ihm Niemand zugetraut hätte, seine Cur durch — aber Bornemann ist ein Ostpreuße und endlich macht doch sein Fanatismus für Spießgans und graue Erbsen mit Speck alle guten Vorsätze zu nichts.

Seidels idyllische und humoristische Passionen theilt bekanntlich sein Freund, der Dichter Joh. Trojan, der, obwohl seit Jahren Redacteur eines Witzblattes ersten Ranges, zu den wenigen Menschen gehört, welche das Geheimniß der Bereitung einer Pflirsichbowle ergründet haben; und der Himmel liefert ihm, da kein anderes Eis zu haben ist, einen „Hagelschlag“.

Joh. Trojan gewidmet ist der erste Band der Werke mit einer Zueignung; auch andere Gedichte richten sich an den Gleichgesinnten und so lassen Beide sich gern im „Wirthshaus zur Stranddiefstel“ nieder.

Im Gegensatz zu dieser poetischen Wahlverwandtschaft schildert uns der Dichter sein Verhältniß zu zwei anderen ausgeprägten Charakteren, dem Major a. D. Buschel, dessen Force darin besteht, Geschichten ohne Pointe zu erzählen, der noch im vorgerückten Alter ein ebenfalls verblühtes Fräulein mit vornehmer Vergangenheit heimführt — und dem mecklenburger Gutspächter Johann Nebendahl mit seiner ebenso behäbigen Frau. Wer diesen biedereren Landwirth und sein gesundes Lachen kennen lernen will, muß die Humoreske: „Etwas vom Böten“ lesen.

Endlich gehört zu den Gestalten des Kreises der stoische Schalk Dr. Havelmüller, der sich genügsam mit der Natur behilft, wie sie Teigel liefert.

Wer unseres Dichters Freund werden will, muß wenigstens ein guter Mensch sein; nun führt ihm sein Genius schon in Hannover auf dem Polytechnicum einen älteren Studiengenossen zu, „welchem eine gütige Fee das beste Geschenk, die Kunst glücklich zu sein, in die Wiege gelegt hat“, Leberecht Hühnchen.“

„Ich erinnere mich nicht, daß ich ihn länger als fünf Minuten lang verstimmt gesehen habe, dann brach der unverwüßliche Sonnenschein seines Innern siegreich wieder hervor und er wußte auch die schlimmste Sache so zu drehen und zu wenden, daß ein Rosenschimmer von ihr ausging.“

Freilich versteigt sich Leb. Hühnchen mit seinem komischen Optimismus nicht selten bis an die Grenzen des Wahrscheinlichen, Zulässigen; aber er ist so zartfünnig und rücksichtsvoll, so vergnügt und anspruchslos, so lebhaft und beredt, daß man ihm gern manche kindische Einfälle nachsieht, die doch auch nur sein gutes Herz verrathen.

Er hat sich aus dürftigen Verhältnissen energisch hervorgearbeitet — er ist ein strebsamer und geschickter Ingenieur geworden.

Bei seinen bescheidenen Ansprüchen hat er denn auch eine Frau gewählt, welche nicht durch Außeres besticht. Während ist die Schonung, mit der Hühnchen den Freund auf die Erscheinung seiner Lore vorbereitet: „meine Frau ist nämlich — sie ist nämlich nicht ganz gerade. Ich sehe das nicht mehr und habe es eigentlich nie gesehen, denn ich habe mich in ihre Augen verliebt — und in ihr Herz — und in ihre Güte — und in ihre Sanftmuth — kurz, ich liebe sie, weil sie ein Engel ist“.

Sie war anfangs von bösen Gedanken gequält, ihr Fehler möchte sich auf ihre Kinder vererben — und als sie sich am Erstgeborenen überzeugt hat, das diese Angst umsonst gewesen, da zuckt ein Freudenblitz über ihr Gesicht — sie schließt die Augen, aber auf ihren Zügen liegt es wie stiller Sonnenschein. Der glückselige Vater dagegen eilt in's Nebenzimmer, zieht die Stiefel aus und läßt einen Indianertanz los, wie noch nie.

Seidel schätzt den Werth des Fundes, den er an diesem Original gemacht, vollkommen; er hat daraus nicht nur die vier Novellen: „Leberecht Hühnchen“, „Weinlese“ und „Weinachtsfest bei“ und „Landparthie mit Leberecht Hühnchen“ gebildet, sondern auch die 11 Abschnitte des 8 Bandes: „Leberecht Hühnchen als Großvater“, die einzige Reihe von zusammenhängenden Erzählungen, die wir von ihm besitzen.

„Wer gesund ist und eine so herrliche Frau hat, wie ich, und zwei so prächtige Kinder und doch nicht glücklich ist, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er versenkt würde in's Meer, da es am tiefsten ist“. Diese seine Überzeugung hat Hühnchen in seinem bescheidenen Hauswesen in Steglitz auf's Glänzendste verwirklicht.

Der Erstgeborene, Hans geräth natürlich zum Ingenieur; auf dem Polsterabend der Schwester sind die vier Elemente leibhaftig aufgetreten; „das Feuer“, ein zierliches Persönchen in rothem Ge-

wande, trägt eine wirklich brennende Flamme auf dem Haupte. Haus entbrennt von diesem „Feuer“ in lichter Gluth, kann sie auch nicht wieder löschen, sondern erleuchtet und erwärmt damit sein neugegründetes Haus.

Die Schwester aber, Frieda, erwächst zum verschönerten Ebenbilde der Mutter und so reicht sie dem Doppelgänger des Dichters die Hand, um ihn durch ein glückliches Leben zu führen.

Auf dem breiteren Boden, welchen diese 15 Erzählungen von Leb. Hühnchen und den Seinigen einnehmen, bewegen sich nun auch die meisten der oben genannten Freunde; zur Hochzeit versammeln sich alle; Freund Bornemann, der geborene Vollmond, dem es gelingt, seinerseits dem Major Buschel eine verblüffende Geschichte ohne alle Pointe zu erzählen und eine köstliche Bowle zu stiften, Dunkel Nebendahl, der sich in den engen Räumen der Steglitzer Wohnung eben so unbehaglich fühlt wie in seinem ausgewachsenen Frack, Dr. Havelmüller, die Mutter des Bräutigams u. s. w. — nur Abendroth hat auch diese Thatsache ignoriert und Tante Lieschen kommt erst zur Taufe.

Hühnchen aber als Großvater freut sich dann seiner Enkel und theilt getreulich den Schmerz seiner Kinder über den Verlust ihrer lieblichen Helene.

Außer allem Zusammenhange mit den vorhergehenden Gruppen stehen die drei humoristischen Novellen: „der Gartendieb“ — Dr. Barten schützt die schönen Früchte seines Gartens durch eine schlaue Comödie vor künftigen Dieben — „Thüringische Kartoffelköße“, worin eine über deren Bereitung eingegangene Wette überraschend entschieden wird — und „Poeta laureatus“; dieser lorbeer gekrönte Dichter verräth ein so lebhaftes Wohlgefallen an materiellen Genüssen culinarischer Art, daß er für einen pensionirten Bäckermeister genommen wird, womit auch sein Außeres stimmt.

Wenn ich nun noch den vertraulichen „Brief an den Frühling“ hervorhebe, der indessen von Baumbachs launiger Epistel „der Mai“ übertroffen wird; wenn ich der beiden anecdotenhaften Skizzen: „ein Reiseerlebnis“ und „der Tausendmarkschein“ Erwähnung gethan habe, so dürfte Alles, was Seidel geschrieben hat, in Betracht gezogen oder wenigstens berührt sein bis auf die Gedichte und den 50 Geburtstag.

Die Gedichte sind von geringerer Bedeutung als die Novellen; Seidel ist kein so bevorzugter Lyriker wie Baumbach; am besten

gelingen ihm Stimmungsbilder, die meist von localen Bedingungen abhängig sind.

Weiter verbreitet ist wohl die Parabel: „die Löwenmacher“ und dann erfreuen sich drei Burlesken einer gewissen Popularität: „das Lied vom Dichter“,

Was ein gerechter Dichter ist,
Macht Verse fast zu jeder Frist:

die Klage über „die Mittelmäßigen“

Die Musik ist heutzutage
Wohl der Menschheit größte Plage;
und die traurige Moral von „Peter Gottfried Kempel.“

Nun wollen wir zum Schluß uns nur noch an der Feier von Seidels 50 Geburtstage betheiligen, zu der er in seiner allerletzten Prosadichtung uns einladet.

„Am Morgen des Tages, an dem ich 50 Jahre alt wurde, lag ich gegen 7 Uhr noch ganz behaglich in meinem Bett und schlief, da weckte mich meine Frau, gratulirte mir und sagte: „Steh schnell auf, es ist schon ein freundlicher alter Herr da mit einem großen Blumenstrauß und einigen Paketen.“

Es ist Leberecht Hühnchen, der seinem hochverehrten Dichter mit einem Strauß seiner Lieblingsblumen zugleich seinen Glückwunsch darbringt.

Und nun strömen herbei alle die Gestalten seiner Dichtung, Jeder mit charakteristischen Geschenken: Johann Nebendahl, Major Buschel, Bornemann, Dr. Havelmüller, Siebenstern und — nach vielen andern alten Bekannten — auch Herr Dumia mit seiner bösen Schwiegermutter.

„Wer diese Megäre kennt, wird meinen Schreck begreifen.“

Das Geburtstagskind macht sich entfetzt aus dem Staube, ohne auf die 12 Monate zu achten, die ihm mit ihren Instrumenten ein Ständchen bringen. „In der Freude, dem seltsamen Wirrwarrr einer so unerhörten Geburtstagsfeier entronnen zu sein“, fährt er von dannen.

Im alten Berlin hält er an. An der Friedrichsgracht neben der Gertraudenbrücke steht ein merkwürdiges kleines Haus, das von jeher eine geheimnißvolle Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hat. Gerade heute thut sich vor seinen Augen zum ersten Mal die Thür auf! Bald kommt ein sonderbares kleines Männchen in der

Kleidung vergangener Zeiten, klopft ebenfalls und zwar im Rhythmus eines regelrechten Hexameters.

Im Besitz dieses Einlaßzeichens findet auch unser Jubilar Zutritt und gelangt in einen halbdunkeln Raum; um einen großen runden Tisch sitzen, von einem uralten Küfer bedient, Männer und trinken Wein. Aus ihren Reden hört er zu seinem Erstaunen ihre Namen: E. T. A. Hoffmann, Jean Paul, Chamisso, Hauff, Uhland, Reuter u. A.

Er macht sich bemerklich, man stellt ihn zur Rede, er nennt seinen Namen — zu seiner freudigen Überraschung scheint er Allen bekannt zu sein; ach, nur zu gut, denn alle fallen über ihn her: er habe sie nachgeahmt, er habe sie geplündert; es sei sein Glück, daß Möricke, Storm und Keller fehlten; als es sich gar herausstellt, daß er ja noch lebe und nicht unter diese Revenants gehöre, da faßt ihn Fritz Reuter, sein Landsmann, am Arm und rüttelt ihn entriistet stärker und stärker — bis ihn die sanfte Stimme seiner Frau wirklich weckt, um ihn zu beglückwünschen.

Dies ist auch in den Details die geistreichste und gefälligste seiner Erfindungen, welche freilich die Kenntniß aller übrigen voraussetzt: es ist eine Confrontation seiner Bilder und seiner Vorbilder.

Eine gewisse Abhängigkeit Seidels soll keineswegs gelehnet werden; aber von wirklicher Nachahmung kann nicht die Rede sein.

Den größten Anspruch könnte allenfalls Reuter erheben; aber der betrifft nur die Humoreske: „Hans Peter Semmelmann“, welche sich in ihrem plattdeutschen Costüm mit jeder ähnlichen Episode Reuters messen kann.

Ich hoffe, Sie werden aus den typischen Unrissen, so flüchtig sie sein mußten, entnehmen können, daß wir es mit einem verhältnißmäßig originellen, frei erfindenden Dichter zu thun hatten. Unleugbar ist Seidels Vorliebe für die oben genannten Dichter, die er auch anderwärts bezeugt, namentlich für Hoffmann, Keller, Storm. Aber ein Vergleich ist doch kaum zulässig.

Viel näher liegt der Gedanke, der auch bereits früher ausgesprochen ist, manche Eigenheit seiner Novellen auf Stifters Studien zurückzuführen, da er auch diesen Dichter hochschätzt.

Stifter ist ja ein vortrefflicher Kenner und sinniger Maler der Natur, welche ihm allenthalben die anziehendsten Bilder darbietet. Aber er betrachtet sie mit idealisirendem Künstlerauge und belauscht ihre Geheimnisse mit unvergleichlichem Tiefsinn; auch an Tiefe der Charakteristik wie an novellistischer Technik ist er Seidel überlegen.

Wozu auch den Vergleich? Seidel thut sich selbst Unrecht, wenn er ihn herausfordert. Zierliche Anmuth hat ebenso ihre Reize wie volle oder gar classische Schönheit, sie muß sich nur nicht daneben stellen.

Fragen wir vielmehr noch, welche Dichter Seidels Mißfallen erregen; auch das ist ja bezeichnend. Von einer jungen Dame, auf deren blassem Antlitz sich zerstörte Hoffnungen malen, sagt er: „sie sah aus, als hätte Matthijson sie gedichtet“. Er beklagt sich über die „erhabene Langweiligkeit“ von Freytags „Ahnen“.

Alles Pathos liegt ihm fern; er hält sich an die einfachsten Motive und benützt die einfachsten Mittel. Er ist ein Genremaler wie die Meyerheims. Seine Stoffe beschränken sich im Wesentlichen auf Liebe und Freundschaft, die harmlosesten Interessen des menschlichen Daseins. Aber eben darum greift er nie fehl, sondern hebt das Alltägliche, Jedem Geläufige, Naheliegende in vortheilhafte Beleuchtung. In dieser Beschränkung auf den ursprünglichen Gesichtskreis der Novelle liegt der Grund zu seiner Meisterschaft.

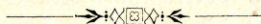
Nicht also in bedeutender Erfindung besteht der Vorzug, die Anziehungskraft seiner Erzählungen, sondern in der liebenswürdigen Gestaltung.

In klarer, sauberer Sprache fließt sein Stil, nicht vornehm voll und groß; aber gewählt, geschmackvoll, wohlkautend; rein wie der Inhalt ist der Ausdruck.

Da Seidel nie über die Grenzen seiner anspruchslosen Welt hinausgreift, beherrscht er sie vollkommen, versteht er ihren Zusammenhang und giebt ihr die geschmeidigste, gefälligste Form.

Wenn aber die Novelle von jeher vorzugsweise die Aufgabe, ja die Absicht gehabt hat, Hörern und Lesern Kurzweil, Vergnügen zu gewähren, so hat unser Dichter sicherlich im Sinne jener alten, classischen Novellisten diesen Zweck vollkommen erreicht.

Wer in unbefangener, liebenswürdiger, launigheiterer Gesellschaft seines Lebens froh werden will, der gehe getrost zu Heinrich Seidel.



Drei americanische Novellisten.

Zwei Vorträge

gehalten in der Aula der Universität
am 13. und 20. Februar 1893.

I. Bret Harte.

„Im Westen von uns, in einer Welt, der eine alte und eine alternde gegenübersteht, auf Gebieten zwischen zwei Ozeanen gelegen, erfüllt ein junges Völkergemisch bald den Raum eines Festlandes, das leicht die dreifache Einwohnerzahl Chinas, nämlich 1000 Millionen ernähren könnte; wächst eine neue Gesellschaft auf, alle Jahrzehnte ihre Kopfzahl um ein Drittel vermehrend, so daß sie das zwanzigste Jahrhundert vielleicht mit 100 Millionen antreten wird.

Wenn demaleinst auf jenem Schauplatz höhere Aufgaben gelöst werden, dann müssen die Völker Europas aus dem geschichtlichen Vordergrund zurücktreten. Sobald bei uns die Sonne im Mittag steht, röthen ihre ersten Strahlen die Küstenlandschaften der neuen Welt. So ist es auch mit der menschlichen Kultur: Europa liegt jetzt unter dem Scheitel ihrer Bahn und drüben dämmert bereits der Morgen.“

Als Oskar Peschel diese Worte vor zwanzig Jahren am Schluß seiner „Völkertunde“ niederschrieb, ließ er sich bei seiner Prophezeiung von der geschichtlichen Erkenntniß leiten, welche den unbestreitbaren Satz von der Vergänglichkeit aller geographischen Vergünstigungen predigt.

Demzufolge kann Europa nur vorübergehend der Schauplatz der höchsten Leistungen des Menschengeschlechts bleiben. Jenseit des atlantischen Meeres dagegen gedeiht ein Geschlecht, in dessen jugendlichen Regungen eine elementare Kraft sich kund giebt, wie nur Riesenfinder sie besitzen.

In der That hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten ein Theil von Peschels Voraussagung beinahe erfüllt: die Bevölkerung

der Vereinigten Staaten ist seit dem Jahre 1875, wo sie 39 Mill. betrug, bis 1890 auf fast 63 Mill. angewachsen, d. h. in 15 Jahren um 62% gestiegen, so daß sie im Jahre 1905 voraussichtlich 102 Mill. betragen wird. Schon sieht die Union sich genöthigt, die Einwanderung zu erschweren.

Freilich besteht diese so gewaltig zunehmende Volksmenge noch lange nicht aus einem wohlgeliederten Ganzen; vielmehr gährt und wogt jene aus den mannigfaltigsten Stoffen zusammengeströmte Masse in rastlosem Kampfe ihrer Atome und ist noch weit entfernt von einer klaren Absonderung in geordnete Verhältnisse und bleibende Lebensformen.

Indessen darf uns das weiter nicht Wunder nehmen; bedenken wir, daß erst vor 110 Jahren der Friede zu Versailles geschlossen wurde, der dem jungen Staatenbunde das Recht und die Aussicht auf selbstständige Existenz eröffnete. Und dieser neue Bund bestand damals nur aus 13 Staaten (heute sind es 44), die sich bis dahin mehr oder weniger fremd gegenüber gestanden hatten. Die Bewohner der verhältnißmäßig kleinen Territorien waren durch den Unabhängigkeitskrieg stark decimirt. Auch machten sich die sonstigen Zerrüttungen des Krieges überall geltend; die Handels- und Verkehrsverhältnisse waren in äußerst bedrohlicher Unordnung und — was das Schlimmste war — der Congreß sah sich außer Stande von der ihm übertragenen Macht über das Ganze wirklich Gebrauch zu machen. Er besaß zwar Befugnisse, aber nicht die Mittel, dieselben den Einzelstaaten gegenüber durchzusetzen.

Die Colonien hatten sich zwar einmüthig befreit; ob sie aber zu dieser Freiheit auch künftig Einheit zu fügen vermochten, ja auch nur beabsichtigten, war noch sehr zweifelhaft.

Der Krieg hatte Staaten und Menschen durcheinandergeschüttelt, die Noth die Herzen einander näher gerückt — aber was durfte man von der kommenden Zeit des Friedens erwarten, wo die nachwachsenden Geschlechter sich wieder den Sonderinteressen zuwandten?

Die Geschichte der letzten hundert Jahre hat darauf die Antwort gegeben.

Die Zähigkeit, das Erbstück der germanischen Rasse, hat triumphirt und eine Großmacht geschaffen, die wenigstens nach Außen hin mit imponirender Unabhängigkeit auftritt.

Gleichwohl macht auch heute noch das Verhältniß der beiden Haupttheile der Union, des Nordens und des Südens zu einander

den Eindruck der Unfertigkeit; ist gleich die Hauptscheidewand, der Sklavenhandel des Südens vor der berechtigten Entrüstung des Nordens und der Welt gefallen, so hat doch gerade die Erbitterung, mit welcher der Bürgerkrieg vor 30 Jahren dort drüben ausgefochten wurde, bewiesen, wie groß und unvereinbar die Gegensätze sind.

Aber selbst dieser Antagonismus bietet immer noch ein erfreulicheres Bild dar als die Ohnmacht, in welche die romanischen Staaten von Mittel- und Süd-Amerika versunken sind.

Diese haben weder zur Zeit ihrer Abhängigkeit vom Mutterlande letzterem wesentlich genützt — indessen scheinen Colonien dazu auf die Dauer überhaupt wenig geeignet oder geneigt zu sein — noch haben sie es verstanden, nachdem sie in unserem Jahrhundert leicht genug ihre Unabhängigkeit errungen haben, aus sich selbst lebenskräftige Gemeinwesen zu bilden. Ehrgeiz und Habgucht, Beschränktheit und Rohheit machen ein dauerndes Gedeihen der früheren Besitzungen Spaniens und Portugals in Amerika unmöglich. Fast allenthalben ist der Aufruhr permanent oder ein böser Nachbar stört den Frieden.

Daß dieser Zustand der romanischen Staaten Amerikas keine Aussicht auf Besserung zuläßt, darf man mit ziemlicher Zuversicht behaupten; als bestätigendes Symptom mag es gelten, daß keine dieser weitläufigen, von der Natur gesegneten Colonien in 350 Jahren auch nur den Versuch zu einer nennenswerthen Literatur gemacht hat. Kein Name eines romanischen Dichters klingt zu uns aus America herüber. Man wende mir nicht ein, Europa habe nur den Abschäum seiner Bevölkerung über seine Colonien ergossen; das ist keineswegs immer der Fall gewesen; jedenfalls sind nach Süd- und Mittel-America ebenso verschiedenartige Elemente ausgewandert, wie nach den Gegenden, welche heute die Nord-Amerikanische Union umfaßt.

Die Formel, welche den auffallenden Unterschied verständlich macht, lautet vielmehr: Südlich von 30° nördl. Br. haben sich in überwiegender Mehrzahl romanische Katholiken, nördlich davon germanische Protestanten niedergelassen.

Materielles Wachsthum ist die natürliche Grundbedingung für geistigen Aufschwung. Erst wenn Amalthea das Horn mit erfreuemdem Gute gefüllt hat, drängt das Talent sich zu Kunst und Wissenschaft. Jahrzehnte lang hat die neuentstandene Union ihren Wohlstand herstellen und sichern müssen, ehe sie, bei fort-

während der Ausbreitung, einen Anlauf zu geistiger Eigenart machen konnte.

Auch später noch, besonders am Ende der dreißiger Jahre, ist die materielle Lage fast des ganzen Landes mehrmals von schweren Verlusten beeinträchtigt worden, welche dort weit empfindlicher und lähmender wirkten, als in dem erfahreneren und vorsichtigeren Europa der Fall gewesen wäre.

Wiederholt haben gewaltige Annexionen dem Unionsgebiet weite Länderstrecken einverleibt, die sich im ursprünglichsten Zustande darbieten und einen Strom von Einwanderern anzogen, welche dann wieder bei der primitivsten Kultur, von vorn anzufangen hatten.

Man darf dieses gleichsam körperliche Wachstum des Niesenkindes nicht außer Acht lassen; ein Vergleich mit der geistigen Kultur Europas wäre ungerecht, wo die materielle noch so naheliegende Aufgaben darbietet; d. h. es wäre unerklärlich, weshalb die Ver. Staaten bei mancher sonstigen Ueberlegenheit den Vergleich in Kunst und Wissenschaft mit Europa nicht aushalten können.

Es scheint selbstverständlich, daß die ersten Impulse zu einer schönen Literatur Neu-Englands von Alt-England ausgehen mußten. Doch war dem nicht so. Gerade einer der energischsten Gegner des Mutterlandes ist, unabhängig von demselben, der Patriarch der nordamerikanischen Literatur geworden.

Vor halb hundert Jahren erschien in zwei Bänden die erste vollständige deutsche Uebersetzung von Benj. Franklins Schriften. Der weltberühmte Verfasser hatte sich vom armen Buchdrucker zum Schriftsteller, von diesem zum Mitbefreier seines Vaterlandes herausgearbeitet. Als solcher war er in Versailles bewundert worden; seine ehrwürdige Erscheinung hatte in ihrer schlichten Einfachheit wesentlich dazu beigetragen, die Sache der aufständigen Colonien in Frankreich populär zu machen.

Und diese auffallende Persönlichkeit war umgeben von dem Nimbus eines Entdeckers; Franklin hatte ja die ursprüngliche Form des Blitzableiters construiert.

Seine Selbstbiographie gewährte einen Einblick in das rastlose Streben eines Mannes, der nur durch Fleiß und Klugheit aus dem Dunkel an's Licht gelangt war; er war der Typus eines self-made Americaners.

Freilich hatte er's nicht zu bedeutendem Vermögen gebracht, wie so viele spätere Landsleute; daran waren wohl die Zeitumstände schuld; vielleicht auch des Mannes Genügsamkeit und Redlichkeit.

Aber eine humoristische Ader floß in diesem sonst nüchtern-verständigen Schriftsteller.

Mit reizender Schalkhaftigkeit macht er die pariser Langschläfer auf den ungeheuren Verlust aufmerksam, den ihnen ihre Unsitte bereitet.

Mit drolliger Naivität beklagt sich die linke Hand über die Vernachlässigung, unter der sie leidet.

Alles in Allem vereinigt Benj. Franklin in sich die Anlagen der amerikanischen Millionäre, Erfinder und Humoristen; und derselbe Mann war der Mitstreiter Washingtons, der Mitverfasser der „Menschenrechte“.

Benjamin Franklin ist 1790 gestorben; erst 30 Jahre später begegnen wir einem zweiten namhaften amerikanischen Schriftsteller.

Nur langsam ließen sich die vom Kriege her zerrütteten Finanzen der Einzelstaaten und der gesammten Union in Ordnung bringen. Harte Arbeit und — stark vermehrter Sklavenimport waren die Mittel dazu.

Trotzdem waren dieselben Staaten, welche heute ihre Ueberschüsse kaum zu verwenden wissen, noch längere Zeit hindurch dem Bankerott nahe.

Dann folgte der unglückliche zweite Krieg mit England 1812 bis 1815, aus dem zwar America mit leidlichen Bedingungen davon kam, der aber eher eine relative Abnahme der nationalen Kräfte bloßlegte.

Schlimmer als beide Calamitäten aber wirkte die immer deutlicher hervortretende Neigung der Südstaaten, ihre Eigenart und Sonderinteressen durch Loslösung von dem republicanischen Norden zu schützen. Wären diese Interessen mit der Humanität unseres Jahrhunderts vereinbar gewesen, so hätte man dagegen weniger einwenden können. Aber sie basirten auf der rohesten, gewissenlosesten Praxis der Sklaverei.

Indessen was die umsichtigsten Staatsmänner und Präsidenten der alten Schule nicht hatten zu Stande bringen können, das bewirkten die Verluste und Mißerfolge des englischen Krieges. Zum Glück wählte die Union gerade jetzt — 1817 — den

fähigsten, tüchtigsten Präsidenten, den sie vor Abraham Lincoln an ihrer Spitze gesehen hat: James Monroe.

Zur Zeit seiner zweiten Präsidentschaft verkündete Monroe in seiner Botschaft vom 2. December 1823 die Doctrin, welcher Nord-America seine Großmachtstellung hauptsächlich verdankt, die gegen England gerichtete, nach Monroe benannte Doctrin: Jeder Eingriff einer europäischen Macht in die Staatsverhältnisse sowohl Süd- als Nord-Americas sei unstatthaft.

Diese Lehre schmeichelte nicht nur dem Selbstbewußtsein der Bürger der Ver. Staaten, sondern sie sicherte auch der ganzen Union die Hegemonie über den übrigen Erdtheil.

Gleichzeitig mit diesem großen politischen Erfolge hat Nord-America aber auch die ersten literarischen errungen.

1820 erschien das Sketch-book von Wash. Irving; 1821 der Spion von James Fennimore Cooper.

Nicht zufällig trifft der literarische mit dem politischen Aufschwung zusammen; sie haben als gemeinsames Motiv das Erwachen des Selbstwußtseins einer jungen Nation.

Nur vom Gesichtspunkt einer allmählich sich fester zusammenschließenden Nationalität, welche alle Sonderexistenzen absorbiert, läßt sich die Literatur der Ver. Staaten richtig beurtheilen. In dem Maaße, wie die nationale Einheit mehr und mehr die widerstrebenden Elemente sich amalgamirt, in demselben Maaße gehen wir auch die literarischen Erzeugnisse an charakteristischem Werthe zunehmen.

Den Skizzen Irvings sieht man den überwiegenden Einfluß Europas ohne Mühe an. Die meisten betreffen ja Zustände Englands oder Erinnerungen daran, wie z. B. die Weihnachtschilderungen oder Stratford-on-Avon.

Indessen haben doch auch mehrere ihren Schauplatz in Neu-England, so namentlich die ergötzliche Geschichte des treuherzigen Tagediebes Rip-van-Winkle, der seines Lebens erst froh wird, nachdem er sein bisheriges Glend in der Einsamkeit der Kaatskill-Berge am Hudson 20 Jahre lang verschlafen hat.

Ueber den lebenswürdigen Reiz dieser zarten Skizzen ist die Welt längst einig und so ist das erste auch eines der weitverbreitetsten Bücher des jungen Staates. Auch die übrigen, meist biographischen Werke Irvings werden noch heute in Ehren gehalten.

Den schroffsten Gegenstand zu Irving bildet in jeder Beziehung sein Zeitgenosse Cooper. Er ist nicht nur der Verfasser unsterblicher Indianergeschichten, deren unvergleichliche Wirkung auch die abgeschwächteste Bearbeitung nicht hat beeinträchtigen können; Cooper ist ja auch der Schöpfer des sensationellen Seeromans.

Rechnet Irving auf die zarte Empfindung feingebildeter Kunstliebhaber, so beansprucht Cooper bei seinem Publicum eine kräftige Constitution und ein widerstandsfähiges Nervensystem.

Irving bekennt selbst: Kein einziger Gletscher, kein Vulcan sei in seinen Skizzen gezeichnet; nur Hütten, Landschaften und dunkle Ruinen.

Cooper dagegen rath wohlmeinend allen jungen Damen, deren Ideenkreis sich gewöhnlich nur auf die vier Wände ihres Putzimmers beschränkt, allen einzelnen Herren von einem gewissen Alter, wo man sich vor kalten Winden in Acht nehmen muß, und endlich allen Geistlichen, seinen „Letzten der Mohicaner“ ungelesen zu lassen. Denn die jungen Damen würden ihn empörend nennen; den jungen Herren würde er den Schlaf beunruhigen und die ehrwürdige Geistlichkeit würde ihre Zeit besser anwenden können.

Ob die zarten Hände junger Damen sich zuweilen mit Coopers aufregenden Romanen befaßt haben, entzieht sich meiner Beurtheilung; das aber weiß ich, daß unsere Lederstrumpfgeschichten, zu welchen des Americaners Einzeldarstellungen allmählich zusammengeschmolzen sind, jenes von Rousseau einst so warm empfohlene Universalbuch des Knabenalters, den Robinson Crusoe fast gänzlich verdrängt haben.

Noch einen dritten Theilnehmer an jenem plötzlichen Aufschwung habe ich namhaft zu machen: den bedeutendsten Lyriker Nord-Americas William Cullen Bryant; zwar ist er 5 Jahre jünger als Cooper, aber seine gepriesene „Thanatopsis“ — Totenschau — ist eine Jugendphantasie des früh entwickelten Dichters und stammt schon aus der Zeit unmittelbar nach dem englischen Kriege.

Im Allgemeinen mag eine Republik kein sehr günstiger Boden für die lyrische Dichtung sein; in Griechenland wenigstens verstummen die Sänger seit der Vertreibung der Tyrannen und in Rom erwacht der Gesang erst, seit Sulla die republicanische Staatsform zertrümmert und die Ruinen dem Caesarismus überliefert.

Es ist daher nicht zu erwarten, das die Nordamericanische Republik eine hervorragende Lyrik producire. Bryant ist in der That kein Lyriker ersten Ranges und er verdankt seinen Ruhm wesentlich dem Umstande, daß Niemand ihm denselben streitig macht; nicht einmal der um 13 Jahre jüngere Longfellow, der ihm nur durch größere Vielseitigkeit Concurrenz macht, bei welcher indessen Beide wohl bestehen können.

Von den genannten Schriftstellern trägt aber doch nur Cooper ein spezifisch americanisches Gepräge. Und auch bei ihm sind es viel mehr die Gegenstände, als die Behandlungsweise, welche uns nöthigen, dem Verfasser über das Meer, in ein fremdartiges Gebiet zu folgen.

Die so natürliche Abhängigkeit von der herkömmlichen europäischen Art, zu gestalten und vorzutragen, verräth sich nicht nur bei Irving und Longfellow, die ganz von europäischer Bildung durchdrungen sind, sondern auch bei den Uebrigen. Entstammten sie doch alle europäisch gebildeten Familien; genossen sie doch alle eine hinreichende Jugendbildung; mußten sie doch alle das Publicum, welches ihre Werke voll würdigen sollte, vorwiegend in Europa suchen.

Wieder vergehen 30 Jahre von der Verkündung und Verwirklichung der Monroe-Doctrin und den ersten Erfolgen Irvings, Coopers und Bryants bis zu dem Zeitpunkt, wo die americanische Literatur endlich durch den genialen Bret Harte auf eigene Füße gestellt wird; mit Bret Harte nenne ich Ihnen zugleich den ersten der drei Novellisten, auf welche näher einzugehen Sie mir erlauben mögen.

Ehe ich aber die Vorgänge und Zustände darzustellen versuche, welche Bret Harte vorfand, muß ich die in die Zwischenzeit fallende americanische Geschichtsliteratur rühmend erwähnen.

Seit 1834 veröffentlichte Bancroft sein 10-bändiges Lebenswerk, die Geschichte der nordamericanischen Colonien bis zum Unabhängigkeitskriege; seit 1838 erschienen Prescotts Geschichtswerke, die Spanien im 15. und 16. Jahrh. und die Conquistadoren zum Gegenstande haben; jünger als beide ist Motley, dessen die Niederlande betreffende Forschungen erst seit 1856 bekannt gemacht werden. Es ist natürlich, daß alle drei Historiker nicht nur ihr Material, sondern auch ihre wissenschaftliche Vorbildung in Europa suchten und fanden.

Mittlerweile durfte die Union nach außen hin sich immer entschiedener gebahren, strebte sie durch unaufhaltbares Umsichgreifen ihre Grenzen bis an den großen Ocean zu rücken; bald hatte sie ihn erreicht in derselben Ausdehnung, mit der sie das atlantische Meer berührte; sie vermochte sogar die meisten Länderstrecken des Westens allmählich zu bevölkern — und doch ward der Name Union selbst fast zur Illusion, so schroff gestaltete sich die Dissonanz zwischen dem Norden und dem Süden; es waren Compromisse von sehr zweifelhafter Haltbarkeit nöthig, um die Einheit des Titels nothdürftig zu erhalten.

So erschöpfte sich das Interesse in den Tagesfragen der Parteien, in wüster Polemik und jene ernste, schwerwiegende Geschichtsforschung war ebenso wenig im Stande der Nation eine Stütze zu werden, wie die so viel versprechenden Anfänge der schönen Literatur.

Es waren viel energischere Mittel nöthig die Geister zu rütteln und auf würdigere Bahnen zu lenken. Zunächst boten sich zwei Gebiete dar, denen man freilich kaum etwas von Poesie ansieht: die californische Goldgräberei und der Sklavenhandel der Südstaaten. Beide bewährten sich trotzdem als zugkräftig. Ich beschränke mich heute auf die Erstere.

Die Einwanderung aus Europa war durch die beiden Revolutionen von 1830 und 1848 mächtig befördert worden; und zwar waren es von nun an nicht bloß Leute, die ihren Beruf verfehlt oder verachtet hatten, welche über das Meer flüchteten, sondern häufig Gebildete und Wohlhabende, namentlich aus dem Bürger- und Bauernstande. Mißmuthig verließen sie die Heimat, um drüben frei zu sein; nicht alle bereuten diesen Schritt.

Aber weit mehr noch als politisches Mißvergnügen wirkte die Goldgier.

Es war im Februar 1848, gerade als in Paris die Revolution ausbrach — da entdeckte der Baseler Sutter in einem Nebenflusse des Sacramento eine auffallend ergiebige Goldader. Die Thatsache, daß die ganze Umgegend goldreich war, ließ sich nicht verheimlichen — und wie vom Sturm getragen erscholl der Jubelruf durch die neue und alte Welt: das Eldorado ist doch entdeckt: in Californien!

Das Eldorado — im 16. Jahrh. war Europa überzeugt gewesen, es sei in Süd-America, südlich vom Orinoco zu suchen; zahlreiche Abenteurer hatten es gesucht, aber nicht gefunden.

Alexander v. Humboldt hatte dann unsern Vätern bewiesen, daß dieses Eldorado eine Chimäre sei.

Nun verwirklichte sich endlich der Traum des Columbus — Californien war ein unerschöpfliches Goldland.

Wer unter Ihnen, verehrte Anwesende, meines Alters ist, erinnert sich gewiß noch jener Sensation; des Zaubers, der von dem Namen Californien ausging. Heute, wo er ein Recht hätte hinzulocken, ist er vergangen.

Californien ist allerdings ein Eldorado, aber nicht wegen seines Goldreichthums — der ist kein Segen gewesen —, sondern wegen der Lieblichkeit seines Klimas und wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens. Der Reichthum an Gold ist vorläufig fast erschöpft; das Land selbst ist unerschöpflich.

Zunächst lockte die Aussicht, einen so vielverheißenden, fast herrenlosen Boden ausbeuten zu können, die entschlossensten Abenteurer zum rücksichtslosesten Glückspiel an. In so verzweifelter Gesellen Nähe wagte sich ungestraft kein Liebhaber geordneter Verhältnisse. Entfesselte Leidenschaft jeder Art war das einzige sittliche Princip; wer Glück hatte, verfiel ebenso der zügellosen Verschwendung — wenn er überhaupt sein Gold davonbrachte.

Unter dieser wilden Gesellschaft hat Bret Harte seine Studien gemacht. Wir dürfen nicht erschrecken vor der naiven Rohheit seiner Skizzen — wir müssen vielmehr bekennen, daß er ein wahrer Dichter ist, der selbst die Verworfenheit von der poetischen Seite, der rein-menschlichen aufzufassen und bis zu einem gewissen Grade zu erklären versteht. Diese Gabe erhebt ihn weit über die cynischen Realisten unserer Zeit, welche lieber umgekehrt verfahren.

Francis Bret Harte stammt aus Albany in New-York; er ist geboren am 25. Aug. 1830 und wanderte schon 1854 nach Californien, als das Goldraubsystem noch in voller Blüthe stand; er erfuhr dort, daß im ergiebigsten aller Jahre 1853 65 Mill. Dollar Gold gefunden worden waren. Es ist ein sehr vortheilhaftes Merkmal seines Characters, daß er doch nicht Gold suchte, sondern mit der bescheidenen Stellung eines Lehrers — und Postboten sich begnügte. Dann erst wurde er 1857 Seher einer Zeitung in San Francisco. Als solcher bildete er sich zugleich zum berufenen Feuilletonisten.

Ähnlich also wie Benj. Franklin hat Bret Harte von der Pike aufgedient.

Man wurde auf sein glänzendes Talent aufmerksam, er wurde Redacteur und 1864 Secretär der Münze in San Francisco. Von 1868 bis 1871 war er wieder Redacteur und Professor der neueren Literatur an der Californ. Universität Berkeley thätig; im Frühjahr 1871 kehrte er nach New-York zurück. Als amerikanischer Consul hat er seit 1877 in Krefeld, seit 1880 in Glasgow gelebt. Seine letzten Californian tales hat er 1892 herausgegeben.

Genauerer über Bret Hartes Lebensgang zu ermitteln, ist mir nicht gelungen. Welche Fülle von Erlebnissen derselbe enthalten muß, können wir aus seinen Skizzen schließen; nur er selbst ist im Stande darüber befriedigenden Aufschluß zu geben.

Indem ich nun zu seinen Dichtungen übergehe, darf ich Sie wohl bitten, mir eine Aufzählung derselben zu erlassen. Diejenigen, auf welche es namentlich ankommt, sind unter dem Titel: Californische Erzählungen zusammengefaßt. Die Uebrigen werden gelegentlich angeführt werden, soweit es nöthig ist.

Auch verwahre ich mich von vornherein gegen die Vermuthung, als wollte ich Jedermann empfehlen, alle übersetzten Arbeiten Bret Hartes zu lesen. Indessen wäre doch auch eine Warnung im Sinne Coopers nicht gerechtfertigt; nicht sowohl starke Nerven beansprucht Bret Harte von seinen Lesern, als vielmehr eine gewisse grenzenlose Nachsicht gegen die auffallende Schadhaflichkeit vieler seiner Helden und Heldinnen, die, wie er selbst treffend bemerkt, in einem verführerischen Negligée von Moral, Kleidung und Empfindungen auftreten. Mögen manche dieser fragwürdigen Personen auch wohl besser sein als ihr Ruf — denn der ist meist der denkbar schlechteste — gewöhnlich erheben sie sich doch nur zeitweilig aus ihren sündhaften Gewohnheiten. Einigermassen beruhigen mag die Beobachtung, daß solch eine Umwandlung zum Besseren meistens den Schluß der Novelle bildet. Uebrigens verdient gerade bei dem geringen Durchschnittswerthe dieses Publicums der Goldgräberlager die ausnahmslose Decenz des Verfassers alles Lob. Einige seiner Gestalten stechen endlich sogar durch Sauberkeit und Anmuth höchst vortheilhaft von ihrer Umgebung ab.

Bewundernswerth ist die geschickte Kürze, mit welcher uns Bret Harte in sein Terrain einführt. Wir begleiten ihn von einem Goldgräberlager zum andern und befinden uns alsbald in jener Welt einheimisch, welche, zwischen dem Westabhange der Sierra

Nevada und dem Sacramentoflusse gelegen, die ergiebigsten Goldfundstätten einschließt.

Wir orientiren uns leicht in Localitäten, deren Namen schon zuweilen auf ihre Natur und die ihrer Bewohner einen Schluß erlaubt: da ist die Wolfsmine, der rothe Hund, das Brüllerlager.

Indessen ist das Publikum von Sandy-bar, Fiddletown, Poker-Flat, Cottonwood, Wingdam oder gar von Angels deshalb um kein Haar besser, weil es sich für seine ebenso primitiven Niederlassungen wohlklingendere Namen erkoren hat.

Zuweilen streifen wir mit reisefähigen Personen in die Städte an der Westküste, nach Stockton, Monterey oder gar in die Hauptstadt; aber dem Verfasser ist es dort augenscheinlich lange nicht so behaglich wie in den Vorbergen; wenigstens sind die „Stadtsskizzen“ von San Francisco bei aller humoristischen Feinheit nicht zu vergleichen mit der liebevollen Behandlung der westlichen Querthäler der Sierra Nevada in ihrer rohen Ursprünglichkeit.

Freilich: wild ist es hier und schauerlich öde — aber das ist das Werk goldgieriger Menschenhände, welche die harmlose Erde aufwühlen, die unbefangenen fließenden Ströme ableiten und dann ihr häßliches Machwerk im Stiche lassen, wenn kein Gold mehr zu finden ist oder das Gewässer sich eigenwillig Bahn bricht mit Gewalt.

Aber auch die bestbebauten Ansiedlungen sind durchaus unwirthlich. Der Anbau des Bodens überzieht denselben nicht mit einem grünen Teppich; unter der Oberfläche wühlt man nach den Wohlthaten der Erde und das Auge stößt nur auf Maulwurfsarbeit.

Dem hastigen Treiben der Pionire entsprechen die Wohnstätten. Wer schnell reich zu werden hofft, baut sich keine solide Wohnung, um sie ebenso schnell wieder aufzugeben. Noch weniger vermag der sich behaglich einzurichten, der kein Gold findet.

Wirthshäuser der schlimmsten Art bilden das Centrum dieser Colonien. Ihre Inhaber sind fast die einzigen menschlichen Wesen, welche in den Niederlassungen wirklich ihre Rechnung finden.

Und doch muß ich noch zweier Localitäten erwähnen, die freilich nicht so rentabel sind, wie die sogenannten Hotels, auch nicht so hochtrabende Namen führen, aber bei aller Mangelhaftigkeit doch Aussicht auf eine bessere Zukunft gewährleisten: das Zeitungs-bureau und — die Schule.

Zwar stolze Benennungen zeichnen auch die Zeitungen aus; mit den prachtvollen Schildern: Reichshotel, Magnoliahotel, Salon

zum sonnigen Süden, Palmetto-Restaurant, Gasthaus aller Völker, Prärierose, Heureka-Haus, Unionshotel concurriren einigermaßen die Verkündiger der öffentlichen Meinung: der Beobachter von Wingdam, der Nordstern von Klamath, das Banner vom Rothen Berge, der Herold von Sandy-bar, der Standart vom Rothen Hunde — doch ich will Sie nicht weiter mit Proben ruhmrediger Armfeligkeit langweilen.

Zur Charakteristik der Gasthäuser möge genügen die Deutung, welche Bret Harte dem Hotel zur Mäßigkeit giebt; er findet, dasselbe lade vielmehr zur gänzlichen Enthaltbarkeit ein. Und eine Würdigung des californischen Zeitungsstils aus den 50-ger Jahren mögen Sie aus folgendem Beispiel entnehmen: In den Vorbergen wohnten zwei Heilige; der erste Ansiedler von Kauthal erklärte, daß die Heiligen vor seiner Zeit dagewesen seien und eine Hütte im Busch bewohnt hätten. Jedenfalls steht fest, daß die Beiden bereits da waren, als das Wasser zuerst in den Unionsgraben geleitet wurde, und daß ihnen bereits damals die Namen Papa Downey und Mama Downey beigelegt wurden.

Ihr Auftreten schildert die wahrheitsliebende „Unionschronik“ folgendermaßen: „Ihr graues Haar und ihre gebeugten Gestalten, die Zuschauer an ihre glücklichen elterlichen Heimstätten in den östlichen Staaten und an die Segenswünsche gemahnend, welche ihnen von ehrwürdigen Lippen mit auf den Weg gegeben wurden, als sie den heimatischen Fluren Lebewohl sagten und von dannen zogen, um an den Berggeländen des fernen Westens das goldene Bließ zu suchen, lockte Manchem Thränen in die Augen.“

Den Schluß des Schwindels bildet die leidige Entdeckung, daß Papa, ein gewesener Schauspieldirector aus Australien, Mama aber, ein entlassener Sträfling aus Sidney, fünf ganze Jahre hindurch das Lager an der Nase herumgeführt haben.

Spottet also Bret Harte freilich über den hochtrabenden Reporterstil seiner Zeit, so weiß er doch aus eigener Praxis, wie schnell sich dort die journalistische Thätigkeit gehoben und wie sehr sie zur Ausgleichung der unharmonischen Bestandtheile des eingewanderten Publicums beigetragen hat.

Volle Anerkennung lesen wir aber aus den viel selteneren Schilderungen der allerdings noch sehr kindlichen Elementarschulen heraus. Bret Harte selbst war an einer solchen Lehrer gewesen. Indessen hat er lieber anmuthige Lehrerinnen geschildert, was wir

ihm nicht verdanken. Die Heldin der „Idylle im Rothen Thal“, Miß Mary, ist mit einer so erquicklichen Vorliebe gezeichnet, daß wir überzeugt werden von ihren stillen Verdiensten um die Hebung der Volksbildung; es müssen wohl so wohlthätige Kräfte gewesen sein, welche in wenigen Jahrzehnten aus dem Californien Bret Hartes einen der gebildetsten der Verein. Staaten gemacht haben.

Bei dem höchst mangelhaften Zustand der Straßen, deren Herstellung und Instandhaltung man im Ganzen der gütigen Natur überläßt, hat jede längere Reise dort den Reiz der Lebensgefahr oder erfordert wenigstens eine Vorsicht und Entschlossenheit, von der sich europäische Touristen nichts träumen lassen. Besonders gefährlich wird das Wandern im Winter, wenn der Ostwind über die Vorberge fährt und sich Schneemassen entladen, in deren plötzlicher Anhäufung Karawanen ein klägliches Ende finden. Endlich vervollständigen Wegelagerer oder heimlich lauernde Feinde die Unsicherheit des Verkehrs; und wer eines rasch begangenen Verbrechen wegen sich der Volksjustiz zu entziehen gerathen findet, auch ein Solcher ist in der Verzweiflung zu Allem fähig.

Aber wenn dieses Eldorado zunächst einen unheimlichen Eindruck macht, so ist daran natürlich der Mensch vor Allem schuld. Mancher stille Winkel würde zu einem idyllischen Dasein einladen, wenn die dortige Menschheit dafür Sinn hätte.

Die Meisterschaft Bret Hartes offenbart sich erst recht in Skizzirung origineller Menschen.

Mit wenigen, kräftigen Zügen zeichnet er seine Typen: die krankhafte Anstrengung des Goldgräbers, der über dem Haschen nach einem glücklichen Funde alles Andere, auch die Wohlfahrt von Leib und Seele vergißt; der, nach des Tages Last zu maßloser Genußsucht aufgeleget, mindestens einem der beiden ihm inwohnenden Feinde anheim fällt: der Trunksucht oder der Spielwuth; sie sind gefährlicher selbst als die gewissenlosen Mitmenschen.

Bret Hartes Trunkenbolde würde man in jeder niederländischen Galerie als Kabinettstücke bewundern, wenn ein Maler im Stande wäre den Dichter zu erreichen. Mit heroischer Überlegenheit bemächtigt sich der elegante Spieler von Profession John Dakhurst seiner wehrlosen Opfer; eine Stufe tiefer steht sein College John Hamlin, der auch mit geringerem Gewinne sich begnügt.

Selbstgefällig präsentirt sich in seiner ganzen Aufgeblasenheit Herr Gulpepper-Starbottle, der selbst am besten wissen muß, wer

ihn zum Obersten ernannt hat; seine Heldenthaten beschränken sich auf den Consum von breitspurigen Phrasen und starken Getränken; doch redet er nicht bloß von seinen zahlreichen Zweikämpfen, sondern theilhaftig sich sogar an solchen, wenn es ohne erhebliches Risiko geschehen kann. Immer bereit, jedes Vorkommniß der Gegenwart durch irgend eine pikante Thatsache seiner uncontrolirbaren Vergangenheit zu illustriren, hat er, wenn man ihm glauben dürfte, sich zwar nie mit irgend einer reellen Thätigkeit befaßt, aber desto idealere Verhältnisse zu Herren und Damen von ganz Nord-Amerika unterhalten. Seine blasirte Sitte, sich in die Brust zu werfen, und eine gewisse intim nachlässige Art, seine Schlagfähigkeit anzudeuten, sichert ihm unbedingte Glaubwürdigkeit.

Als wirklicher Ehrenmann taucht nicht selten auf der Herrscher auf dem Boock der Wingdamer Postkutsche, Zuba Bill; rauh freilich und kurz angebunden, ist er doch wenigstens zuverlässig und von einer ganz unerwarteten Ritterlichkeit gegen mitreisende Damen.

Diese vier Typen: Dathurst, Hamlin, Starbottle und Bill sind der eiserne Bestand der Californischen Erzählungen; sie spielen zwar nur ganz ausnahmsweise eine Hauptrolle, dafür theilhaben sie sich desto häufiger als gelegentliche Zuschauer oder Mitthandelnde bei den Begebenheiten; wie alte Bekannte scheinen sie von Zeit zu Zeit vorzusprechen oder wenigstens zum Fenster herein zu grüßen.

Die zahlreichen Helden der 60 Skizzen, auf welche ich hier Bezug nehme, sind von buntester Männigfaltigkeit; vom hülfbedürftigen Baby an bis zum resoluteften Totschläger oder zum verkommenen Greise, dem alle Pläne und Hoffnungen fehlschlagen oder zu spät sich verwirklichen.

Auch an Heldinnen fehlt es nicht, jungen und alten, vom trozigen, wilden Schulmädchen bis zur bußfertigen Sünderin.

Unbescholten sind von allen diesen ausgeprägten Charakteren nur sehr wenige; wir müssen zugeben, daß Bret Harte der Aufgabe eines Künstlers, der menschlichen Natur gerecht zu werden, vollkommen gewachsen ist; er hielt sich an die Menschenseele, wie sie sich von 1854—64 in Californien entfaltete.

Aber, werden Sie fragen, wie in aller Welt ist es möglich aus so zweifelhaftem, ja verächtlichem Material erträgliche Kunstwerke herzustellen?

Bret Harte besitzt einen Zauberstab, der ihm das Sprödeste mildert, das Härteste schmilzt, das Häßlichste verklärt: den Humor.

Ein ganz origineller Humorist, behandelt Bret Harte seine Personen, sie mögen noch so verworfen sein, als Gentlemen — und siehe da, sie reagieren auf diesen Edelmoth. Seine nachsichtige Überlegenheit zwingt sie, wenigstens vorübergehend oder schließlich, besseren Regungen zu folgen. Er ertappt selbst die Rohesten, Gewissenlosesten auf Handlungen, deren sie sich nicht zu schämen brauchen.

Da solche Wendungen mit der californischen Psychologie im Einklang stehen, so lassen wir uns gern beruhigen.

Die wilden Gefellen des „Brüllerlagers“ werden von einem Baby gezähmt, das in seiner Hülflosigkeit Alle bezaubert nur, weil es, mutterlos, auf ihre Pflege und Rücksicht angewiesen ist.

„Tennessee“ hat seinen gutmüthigen „Compagnon“ auf die schände Art betrogen; als ihn aber die gerechte Rache für seine vielen Missethaten ereilt, erscheint der „Compagnon“, um dem Bösewicht wenigstens die letzte Ehre zu erweisen, nachdem seine unbeholfene Vertheidigungsrede jenem das Leben nicht hat retten können.

Zu tragischer Höhe steigert sich das ergreifende Ende des Spielers Dakhurst; er ist mit einigen anderen „Ausgestoßenen“ aus dem Lager „von Poker-Flat“ aufgebrochen, eine ganz nichts-würdige Gesellschaft; aber es stößt zu ihnen ein Päärchen, das in seiner Unschuld jene für ehrbare Menschen ansieht; und das wirkt unwiderstehlich auf Dakhurst und die „Herzogin“, deren Gesellschaft selbst den Spieler bis dahin genirt hatte; sie werden vom Schneesturm überfallen, sehen hoffnungslos dem Hungertode und dem Erfrieren entgegen — aber Dakhurst thut das Möglichste zur Rettung der Übrigen und endigt von eigener Hand, da die Rettung zu lange ausbleibt. Der weibliche Theil der Expedition erliegt in schwesterlicher Umarmung der Kälte und dem Mangel. Dieser Tod versöhnt in der That mit allen Gebrechen des Lebens.

Herr Thompson sucht seinen verlorenen Sohn; Bret Harte verräth uns irgendwo, daß es in Amerika Sitte unter der aufwachsenden Jugend sei, bei Zeiten von Hause davonzulaufen; und die Häufigkeit dieser Handlungsweise stehe im umgekehrten Verhältniß zum Gewicht ihrer Motive. Herrn Thompsons Sohn also ist in früher Jugend ebenso unmotivirt verloren gegangen.

Der Vater, der seiner Zeit nicht besser gewesen sein mag, ist ihm auf der richtigen Spur nach Californien gefolgt. Alle

Welt läßt es sich angelegen sein, ihm zur Befriedigung seiner väterlichen Sehnsucht zu verhelfen. Da führt der wüste Zufall Vater und Sohn zusammen, denn dieser überfällt jenen bei nächtlicher Weile; doch der Vater erwehrt sich des Strolches, überwältigt und nöthigt ihn, sich als der Verlorene zu erkennen zu geben. Bei Tage besehen gefällt ihm der Sohn und er versucht ihn gründlich zu bessern; und es gelingt. Der Vater ist natürlich entzückt vom Resultat; der Sohn hat sich allmählich an Ordnung gewöhnt und eine glückliche Vermählung steht in Aussicht.

Da führt die störende Hand des gerechten Schicksals mitten in den Jubel den richtigen Carl Thompson herbei, einen aussichtslos verkommenen Menschen.

Der gebesserte Erste gesteht die ihm im Dunkeln aufgezogene Täuschung ein, die ihm nun schon fast zur glücklichen Wirklichkeit gediehen war — und so schwer es ihm wird, er nimmt entsetzend Abschied.

Herr Thompson ist freilich anfangs bestürzt über den Irrthum; doch kann er dem Reumüthigen nicht gram sein, er hat ihn bereits lieb gewonnen; er ruft ihn flehend zurück. Umsonst! Der Vater behält nur den unverbesserlichen, aber ächten seiner Söhne.

Unter den Typen Bret Hartes erblicken wir kein weibliches Wesen. Das kann nicht befremden; in den Minen Californiens gehörte ein Solches in den ersten zehn Jahren seines Glanzes überhaupt zu den Seltenheiten.

Das ganze Land hatte 1860 unter 340,000 Bewohnern nur 30 % Frauen aufzuweisen; zehn Jahre später waren es unter 560,000 erst 37 %; 1880 immer noch nicht mehr als 40 % bei 865,000.

In die Nähe der Goldgräber wagten sich von diesen nur sehr unverzagte Naturen; oder allenfalls solche, welche ihr Beruf unter den zuchtlosen Gesellen einigermaßen sicher stellte.

Unter dem Schutze der allgemeinen Achtung kann die oben genannte Miß Mary es wagen, eine Saison hindurch die Jugend vom Rothen Thale in ihrer Schulstube zu versammeln und selbst einsame Spaziergänge zu unternehmen.

Da begegnet sie einem Trunkenbold; Sandy wird überwältigt von ihrer reizenden Verlegenheit und Entschlossenheit; er nähert sich ihr mit stillen Liebesdiensten und wird bis auf weiteres curirt; leider macht die junge Dame schließlich eine Entdeckung,

welche es ihr gebietet, diese Gegend künftig zu meiden; als Entschädigung fällt ihr die Aufgabe zu, jenes Mannes kleinen Sohn mit sich zu nehmen, den die schuldbewusste Mutter ihr an's Herz legt; den Vater muß Miß Mary aufgeben, den Sohn wird sie retten. Das ist die Idylle vom Rothen Thal.

Neben die liebenswürdige Schulmeisterin vom Rothen Thale stellt sich die bildungsdurstige Schülerin von Smith's Pocket. Jene hat aus dem fernen Osten eine feine Bildung mitgebracht, welche selbst in dieser Urwelt Respect einflößt. Melissa dagegen ist das verwahrloste Geschöpf californischer Ungebundenheit; aber sie ordnet sich auf eigenen Antrieb und mit starker Überwindung der Zucht und Lehre des jungen Schulmeisters unter. Letzterer erkennt die Schwierigkeit, aber auch die lohnende Aussicht seiner Aufgabe. So gelingt es ihm aus der wilden Hummel das zu bilden, was ihr Name verhieß, eine Biene, die ihm sogar seine eigene Zelle bauen zu helfen fähig wird.

Die herausfordernde Keckheit dieser acht americanischen Mädchennatur finden wir wieder, nur durch feineren gesellschaftlichen Schliß veredelt, in der „Rose von Tuolumne“.

Dann führt aber die Skala weiblichen Werthes ziemlich schnell abwärts von Klara, der Dichterin von Fiddletown zu der Erbin von Red-Dog, einer vierschrötigen Köchin; zu „Miggles“, die durch die Pflege eines Blödsinnigen ihre Jugendünden sühnt, bis wir endlich zur Prinzessin Bob heruntersteigen, einer naturwüchsigem Indianerin, der nur zwei Gefühle von Werth übrig geblieben sind: die Liebhaberei für einen alten, mürrischen Einsiedler und für fremdes Eigenthum.

Doch Sie werden aus diesen Beispielen auf die Mannigfaltigkeit von Bret Hartes Gestaltungskraft schließen können.

Sogar die Thierwelt weiß er anziehend zu individualisiren: in „Sylvesters Baby“ einen ergötzlichen jungen grauen Bären, in „Jimmy“ eine eigensinnige Gselin und mehrere Hunde.

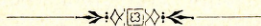
Uner schöpflisch ist der Quell seines Humors, von höchster Schlagfertigkeit sein Wiß, rein und fließend sein Stil.

Bret Harte kennt und schätzt Dickens. Aber den Humor braucht er nicht erst von ihm zu lernen. Im übrigen sind sie von wesentlich verschiedener Anlage. Auf breitem Grunde baut Dickens seine Romane auf, die ihm besser gelingen als skizzenartige Novellen.

Bret Harte dagegen, der Meister der Skizze, versucht vergeblich größere Compositionen; schon die „Geschichte einer Mine“ löst sich vor dem Blicke der Kritik in locker verbundene Epifoden auf; noch weniger kann man seinem Romane Gabriel Conroy geschickte Composition nachrühmen.

Die Verschiedenheit mag wohl in der Herkunft Beider begründet sein; Dickens ist der Strafprediger des überbildeten Europa, Bret Harte zeigt dem halbgebildeten America den Weg zur Cultur. Den Vorzug jugendlicher Ursprünglichkeit hat natürlich der Americaner.

Ob und wie sein Vaterland seine genialen Winke benutzt hat, dies zu erörtern will ich in meinem zweiten Vortrage versuchen.



II. Mark Twain. Bellamy.

Nichts hat auf die Geschicke und die ethnographische Physiognomie Americas einen größeren und unheilvolleren Einfluß geübt als die Einführung des ostindischen Zuckerrohrs im Jahre 1493 und die Erfindung der Maschine zur Reinigung der Baumwolle im Jahre 1793.

Vor 400 Jahren folgte dem Zuckerrohr der Negerimport auf dem Fuße. Der Urheber dieses Unrechts, der edle Las Casas, der Priester und Geschichtschreiber, wollte den schnell wegsterbenden Resten der antillischen Urbevölkerung Linderung verschaffen. Seine menschenfreundliche Absicht wurde durch die Härte der europäischen Ansiedler in einen Fluch der Menschheit verkehrt.

Las Casas selbst bereute am Ende seines Lebens bitter seinen unbesonnenen Vorschlag. Erst nach 300 Jahren hat diese Reue berebten und nachhaltigen Ausdruck gefunden. William Wilberforce hat als Anwalt der Philanthropie sein ganzes langes Leben der Befreiung der Negerklaven und der Ausrottung des Sklavenhandels gewidmet. Vier und vierzig Jahre lang, von 1789—1833 hat er im englischen Parlament für seinen Gedanken gekämpft; von edlen Männern unterstützt hat er nach und nach das britische Ministerium für seine Vorschläge gewonnen; den endlichen Sieg hat er um einen Tag überlebt. Am 29. Juli 1833 starb Wilberforce, nachdem am Tage vorher der Antrag der Regierung in zweiter Lesung vom Parlamente genehmigt war, wodurch die Emancipation der Neger in allen britischen Colonien proclamirt wurde.

Indessen waren die Freistaaten von Mittel- und Süd-America den Engländern schon zuvorgekommen; sie hatten zugleich mit der eigenen Befreiung auch die Gleichstellung der Neger durch-

gesetzt und waren in dieser Beziehung wenigstens der Union weit voraus, sodaß die Verhandlungen des Panamacongresses 1825 wesentlich an der Furcht vor der Negeremancipation scheiterten, welche die Südstaaten der Union wie ein Gespenst fürchteten.

Denn die Erfindung der Baumwollenreinigungsmaschine 1793 hatte den Sklavenimport mächtig gesteigert. Tabak, Reis und Zuckerrohr, bisher die Hauptproducte des subtropischen Nord-America, mußten an Bedeutung verlieren, seit die Baumwolle einen ungleich höheren Gewinn versprach; und ihr Anbau verdrängte nicht nur jene Culturpflanzen, sondern auch alle Bedenken gegen den Sklavenhandel.

Nur mit Widerstreben hatten die neu-englischen Colonien vor ihrer Losreißung den Sklavenhandel bei sich geduldet. Er war ihnen von der englischen Regierung aufgedrungen worden. Weder war die Zahl der Neger bedeutend, noch ihre Lage in den Nordstaaten beklagenswerth. Indessen später war es versäumt worden, ihre Emancipation in der jungen Republik durchzusetzen.

Als nun vor 100 Jahren die Südstaaten zum Baumwollenbetrieb übergingen und nachher einer nach dem andern in den Staatenbund aufgenommen wurden, da nahm mit der Ausfuhr der Baumwolle die Einfuhr der Menschenwaare bald ungeheuer zu und die Behandlung der Schwarzen wurde um so unmenschlicher, je deutlicher die Absicht der Nordstaaten hervortrat, den Mißbrauch einzuschränken und schließlich zu beseitigen.

Die materiellen Vortheile der Sklavenarbeit waren so einleuchtend, daß auch im Norden manche Stimme, die sich dagegen hätte erheben sollen, durch den Antheil am Gewinn zum Schweigen gebracht wurde.

So allein erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß viele Jahrzehnte lang der Norden, trotz seines materiellen und intellectuellen Übergewichts, bei den Beschlüssen in Betreff der Sklavenfrage stets den Kürzeren zieht.

Um sich im Congreß vor dem Schicksal einer Minorität zu sichern, hatten die Südstaaten es durchzusetzen gewußt, daß immer nur zwei neue Staaten in den Bund aufgenommen wurden, je ein südlich und ein nördlich gesinnter. Die nördlichen Staaten mußten sich bequemen, entlaufene Neger auszuliefern.

Indessen entzogen sich viele Nordstaaten dieser Verpflichtung, indem ihre Legislaturen Gesetze zum Schutze der persönlichen Freiheit erließen, welche auf Neger ausgedehnt wurden.

Die Zustände gestalteten sich immer unhaltbarer, zumal auch die Handelspolitik zu Conflicten führte; denn der Süden konnte nur beim Freihandel gedeihen, der Norden brauchte Schutzzölle.

Da brachten die Südstaaten endlich 1854 die Nebraska-Bill zu stande, wonach allen Territorien freigestellt wurde, sich für oder wider die Sklaverei zu erklären. So drängte die Seccession der südlichen Sklaventhalter immer gewaltsamer zum Kriege, vor dem man bisher selbst in den allerkritischsten Fällen noch Halt gemacht hatte.

Was aber alle socialpolitischen Reden der bestgesinnten Philanthropen des Nordens nicht hatten zu Wege bringen können, was giftige Parteibrochuren nicht hatten bewirken können, eine vollständige Discrediting der moralischen Haltung des Südens, das erreichte eine Frau mit einem Roman, einem Appell an die ganze Christenheit.

1852 erschien Onkel Toms Hütte.

In wenigen Jahren ist dies Buch in mehr als einer halben Million von Exemplaren über seine Heimat verbreitet worden; in England erschienen 35 Ausgaben davon; in 19 Sprachen ward es übersetzt; davon lieferte Deutschland für sich allein 5 eigene.

Und doch fehlte dem Roman eigentlich alle künstlerische Qualification; man sah ihm seine Entstehung nur zu deutlich an.

Harriet Beecher, die Tochter eines Predigers aus Connecticut, verheiratet mit dem Professor Stowe, hatte wie tausend ihrer Landsmänninnen den unwürdigen Bestand der Sklaverei verabscheut; sie hatte in einer Reihe von Skizzen eigne Erlebnisse und Berichte Nahestehender, die die Greuel der Sklaverei betrafen, veröffentlicht; da kam sie auf den folgenschweren Einfall, diese Episoden zu einem Gesamtbilde zu verschmelzen, in dessen Vordergrunde das Schicksal des armen, ehrlichen Tom sich abspielte.

Es bedarf der Versicherung in den Schlußbemerkungen nicht, daß das Buch nur der Wirklichkeit entspreche. Die haarsträubendsten Schandthaten hatte die Verfasserin ja nur zart angedeutet; sie hatte deren Durchführung häufig genug zu umgehen gewußt.

Der ungeheure sittliche Eindruck dieses Buches stand natürlich in keinem Verhältnisse zu seinem künstlerischen Werthe. Darin war sogar Cooper der Verfasserin weit überlegen.

Aber hier fesselten nicht unnatürlich scharfsinnige Indianer oder Trapper von weitgehender Treuherzigkeit; hier hörte man den Herzschlag der Menschlichkeit; die Entrüstung über eine nationale Schmach machte sich Luft in rührenden Worten.

Es ist gewiß kein Irrthum, wenn Sachkundige versichern, der Ausgang des bevorstehenden Bürgerkrieges, der früher noch sehr zweifelhaft gewesen wäre, sei durch dieses Buch von Onkel Toms Hütte von vornherein entschieden worden.

Durch diesen Roman und durch Bret Hartes Novellen wurde also die nordamerikanische Belletristik auf den Raum und die Zeit hingewiesen, die allein der Dichtung solcher Art einen dauernden Werth sichern, auf die Heimat und auf die Gegenwart.

Und wahrlich, Nord-Amerika bietet reichlicher als jedes andere Land der Mitwelt Stoff zu Romanen und Novellen.

Diese Frau und jener Mann hatten nur in's volle Menschenleben hinein zu greifen gebraucht, und wo sie es packten, war's interessant.

Abgesehen von der überlegenen Technik unseres Jahrhunderts, welche den Amerikanern zu Gute kommt, abgesehen von der fast momentanen Wirkung dieser Dichtungen, einer Folge unserer Weltverbindungen, werden wir hier an den Griff und an die für seine Zeit geschickte Einkleidung Grimmselshausens erinnert; sein „Simplicissimus“ gilt uns ja als der Wegweiser des deutschen Romans. Die Amerikaner haben aber die Vortheile unserer Zeit, sowie eine unendlich viel weiter verbreitete Intelligenz zu ihrer Verfügung und ein sehr empfängliches Publikum.

Im April 1861 begann endlich das Gewitter, das der Union so lange schon von Süden her gedroht hatte, sich zu entladen.

Dieser Rebellen- oder Seecessionskrieg ist durch seine lange Dauer, durch das ungeheure Terrain, auf dem er ausgefochten ward, nicht weniger bemerkenswerth als durch die grenzenlose Erbitterung, mit der viele seiner Schlachten geschlagen wurden, durch glänzendes Talent, wie durch merkwürdige Unfähigkeit einzelner Heerführer; durch die erstaunliche Ausdauer der kriegführenden Parteien, die enormen Opfer an Menschenleben und materiellen Gütern — endlich durch den tragischen Schluß.

Am 9. April 1865 unterzeichneten Grant und Lee die Capitulation des Letzteren; am 12. April erschof ein fanatischer Schauspieler den Präsidenten Abraham Lincoln, dem die Union den Sieg verdankte. Lincolns Redlichkeit und Thatkraft hatten sich glänzend bewährt; sein Tod besiegelte seine Erfolge.

Fortan mögen persönliche oder landschaftliche Conflictte an der Einheit der Union rütteln — das Ganze hat seine Lebensfähigkeit durch jugendliche Kraftprobe bewiesen.

Freilich ist es eben ein jugendlicher Staatskörper und seine Empfindungen, wie seine Reflexionen zeugen noch von der Unreife seiner Jahre, ebenso sehr wie von seinem üppigen Selbstbewußtsein.

Diese Thatsache möchte ich Ihnen an den Gegenständen meines heutigen Vortrages ersichtlich machen: an Mark Twain und Bellamy.

Bret Harte war über eine, ich möchte sagen, materielle Weltanschauung nicht hinausgekommen. Es war auch nicht anders möglich in einer Umgebung, wo das Trachten nach den handgreiflichen Mitteln zum Lebensgenuß vorherrschte. Und er that weise daran, daß er sich auf diesen Kreis beschränkte; ihn konnte er beherrschen.

Bret Harte hat sein Mögliches gethan, aus dem widerspenstigsten Stoffe Bilder zu formen, welche das Auge nicht mehr beleidigen; aber mit solchen Bildern allein kann man sich doch kein Cabinet würdig ausgestattet denken, viel weniger eine Galerie. Dazu gehört eine größere Mannigfaltigkeit der Gegenstände und eine höhere Kunstentfaltung.

Schon das Mittel, dessen Bret Harte instinctiv sich bedient, um die rauhe Wirklichkeit in eine gewisse Kunstform zu zwingen, ist auf die Dauer nicht zulässig.

Der Humor, so liebenswürdig, so tief, so anregend er aufzutreten und wirken mag, ist doch immer nur ein Übergangsstadium, ein Vorspiel zu dem vollen Ernst und der objectiven Größe des Schönen.

Der Humor ist ein Nothbehelf im Kampfe des irdischen Daseins mit seinen Contrasten; der große Dichter dagegen erhebt sich über das Leben und weiß dessen Drangsale mit dem himmlischen Strahle seiner Poesie zu erhellen und zu erwärmen. So ist der Humor als Ingredienz unschätzbar; als einzige Zubereitung wird auch er allmählich zum Überdruß.

Ist nun Nord-America noch nicht zu den Jahren erwachsen, wo das Individuum sich seiner geistigen Kräfte ebenso deutlich bewußt wird wie der leiblichen, zum reifen Mannesalter, so können wir dort drüben auch noch nicht die vollgültigen Leistungen eines ernstesten Mannes zu finden hoffen.

Wünschen wir ihm vielmehr Glück zu dem beneidenswerthen Jugendalter, in dessen Unfertigkeit es sich, wie es scheint, so wohl fühlt.

Ich erblicke nämlich ein lebendes Symptom dieser jugendlichen Freude um Dasein in Mark Twain. Wir alten Europäer mögen

immerhin den Kopf schütteln über seine knabenhafte Ausgelassenheit. Es fehlt ihm auch keineswegs an solchen Ideen, die sich später männlicher werden formuliren lassen.

Mark Twain gleicht einem unternehmenden Jüngling, der den ersten Schritt in den Ernst des Lebens thut, über seinen Zukunftsplänen aber die Jugendstreiche noch nicht aufgibt.

Doch ich muß Ihnen erst seine Person vorstellen, ihn erst seines Incognitos entkleiden.

Mark Twain ist bekanntlich ein Pseudonym. Samuel Longhorne Clemens ist am 30. November 1837 in Florida in Missouri geboren. Sein Vater scheint Friedensrichter der Ortes gewesen zu sein. 13 Jahre alt kam er zu einem Buchdrucker in die Lehre, wo er es 3 Jahre aushielt; dann that er, was Bret Harte normal findet, er machte sich davon.

Mit 17 Jahren beginnt er nun seine Lehrzeit als Lootse auf dem Mississippi. Jahrelang ist er zwischen New-Orleans und St. Louis hin- und hergefahren. Da brach der Krieg aus, und wenn wir dem Schalk glauben dürfen, hat er sich 1861 an dem misslungenen Feldzug von Hannibal in Missouri aus betheiliget, der nicht nur ein Muster von militärischer Disciplin, sondern auch von strategischen Erfolgen wurde. Denn weder wußten die jungen Leute, zu wessen Dienst sie sich eigentlich verpflichtet hatten, noch hatte irgend wer Lust irgend einem Anderen zu gehorchen. Das Resultat dieser Kriegsschule legt Mark Twain in den beredten Worten nieder: „in einem Stück hatte ich es ja schon ziemlich weit gebracht: ich wußte genau, wie man einen Rückzug ausführen muß.“

Das weitere Leben Mark Twains fasse ich zunächst mit seiner eigenen Kürze zusammen: „Zuerst wurde ich Silbergräber in Nevada, dann Zeitungsreporter, dann Goldgräber in Californien, dann Reporter in San Francisco, dann Specialberichterstatter auf den Sandwichinseln, dann Wandercorrespondent in Europa und im Orient, dann ein belehrender Fackelträger auf der Vorleser-Plattform und schließlich ein Bücherkrieger.

Seit Jahren hat er sich in Hartford, Connecticut niedergelassen; den Winter von 91 zu 92 aber in Berlin verlebt; aus Hartford ist sein neuester Roman: „der americanische Praetendent“ datirt, in Berlin hat er die Ehre gehabt bei Verwandten dem jungen Kaiser vorgestellt zu werden, der seine Schriften hochschätzt.

Zunächst fällt es auf, das Mark Twain wie Franklin und Bret Harte seine Laufbahn als Setzer einer Druckerei beginnt. Dann freilich folgt er einem originellen Drange auf den Strom, dessen Becken er „den Leib der Nation“ nennt. Diese Jahre strengen Dienstes, der „großen Wissenschaft des Lootsens“ gewidmet, hat er uns in der unvergleichlichen Episode: „Auf dem Mississippi“ mit ausnahmsweisem Ernst geschildert. Der Praxis dieser wichtigsten Lebensjahre entnahm er seinen Schriftstellernamen: Mark Twain bedeutet: Markire Zwei, nämlich Faden Tiefe, es ist also ein Matrosenruf beim Lothen, twain statt two ist Matrosenausdruck.

Doch nahm er diesen Namen erst in San Francisco an. Wie er aber überhaupt zum Reporter und Feuilletonisten geworden ist, hat er uns zum Glück selbst erzählt. Nachdem er vor dem anwachsenden Kriege mit seinem Bruder nach Nevada entwichen ist — jener wurde Secretär des Gouverneurs, unser Held aber versuchte es einige Zeit mit Nichtsthun und Silberfuchen — hat er dort im Westen das Gebiet betreten, das ihm die ersten Lorbeeren trug.

„Ich hatte in angenehmeren Tagen zu meinem Vergnügen dann und wann der Hauptzeitung des Territoriums, der „Daily Territorial Enterprise“ in Virginia City Berichte eingeschickt und war stets überrascht gewesen, wenn dieselben im Druck erschienen. Ich erhielt ein ernstliches Anerbieten als Localredacteur des „Enterprise“. Ich ging hinauf nach Virginia, um meine neue Stellung anzutreten. Ich sah für einen Localredacteur recht ruppig aus. Ich verschaffte mir einen christlicheren Anzug und gab meinem Revolver den Abschied. Zu meiner Überraschung bemerkte ich jedoch, daß die anderen Redacteurs, sowie sämmtliche Setzer und Drucker Revolver trugen.“

„Ich bat den Chefredacteur und Eigenthümer des Blattes, Herrn Goodman um einige Anweisung, worauf er mir sagte, ich solle nur durch die ganze Stadt gehen und allerhand Leute über alles Mögliche ausfragen.“

„Wie werde ich die Erfahrungen vergessen, die ich an meinem ersten Tage als Berichterstatter machte. Ich bohrte Jedermann an und kein Mensch wußte Etwas.“

„Ich sprach mit Herrn Goodman darüber. „Ihr Vorgänger Dan pflegte in der Sauregurkenzeit, wenn's sonst nichts gab, aus den Heuwagen Capital zu schlagen. Sind keine Heuwagen vom Felde hereingekommen?“ Ich durchstreifte die Stadt nochmals und

stößerte einen einzigen elenden alten Heuwagen auf, der sich langsam vom Felde hereinbewegte. Den multiplicirte ich mit 16, ließ ihn aus 16 verschiedenen Richtungen in die Stadt fahren, machte 16 besondere Artikelchen über ihn und schlug einen Lärm über das Heu, wie er in Virginia City noch nie erlebt worden war.“

„Das war ermuthigend. Ich hatte zwei Spalten Nonpareil zu füllen und es ging damit ganz nett vorwärts. Gerade als der Stoff zur Meige ging, brachte ein Kaufbold einen Mann um und abermals kehrte Freude bei mir ein. Niemals in meinem Leben war ich wegen einer Bagatelle wie diese so vergnügt gewesen. Ich berichtete über die Mordthat mit einem wahren Heißhunger.“

„Sodann entdeckte ich einen Wagenzug mit Auswanderern, von denen ich erfuhr, daß sie vor Kurzem durch feindliches Indianergebiet gekommen und dabei ziemlich übel gefahren waren. Ich fand einen Wagen, der nach Californien weiter ging. Als ich aus den kurzen, mürrischen Antworten des Besitzers ersehen hatte, daß er ganz bestimmt abzog und am nächsten Tage nicht mehr in der Stadt sein würde, ließ ich den anderen Zeitungen den Rang ab und ließ diesen Wagen einen Kampf mit den Indianern bestehen, der bis auf den heutigen Tag in der Geschichte nicht seines Gleichen hat.“

„Neuigkeiten und zwar aufregende Neuigkeiten waren es, was die Zeitung brauchte, und ich fühlte in mir in ganz besonderem Grade die Fähigkeit, solche zu liefern. Herr Goodmann meinte, ich stehe als Berichterstatter nicht hinter Dan zurück. Eine bessere Empfehlung wünschte ich mir nicht.“

Mag es hinter den Coulissen auch etwas anders ausgesehen haben, als der Schelm uns glauben machen will, so hat er doch dort das Talent ausgebildet, das ihm eben solche Selbstbekenntnisse in die Feder dictirt — das Talent der Selbstironie.

Während wir in Bret Hartes Skizzen der Persönlichkeit des Verfassers selten begegnen und sie auch dann nur wie im Halbdunkel gewahr werden, ist Mark Twain stets bereit, uns seine persönliche Bekanntschaft zu gönnen.

Ich beginne mit dem Theile seiner Schriften, welcher als Beitrag zu einer Selbstbiographie angesehen werden mag, wenn man nur nicht so treuherzig ist, auch bloß die Hälfte der Details wörtlich zu nehmen.

Daß ein so übermüthiger Kobold als Knabe Unverantwortliches geleistet hat, läßt sich denken. Indessen geht unser Vertrauen doch nicht so weit, daß wir alle Heldenthaten seines „Tom Sawyer“ auf des Verfassers Rechnung setzen möchten. In der That ist es ein Glück, daß das tolle Buch ein Ende hat und daß unsere Jugend von ihm noch nichts zu ahnen scheint. Gegen Toms Fündigkeit gehalten verfügt Robinson Crusoe nur über beschränkte Einbildungskraft.

Sein Bundesgenosse „Huckleberry Finn“ reicht ihm in seiner schätzbaren Gutmüthigkeit nicht das Wasser. Er läßt sich ja zuweilen von den plumpten Schauspielern überlisten. Auf der Höhe der Ironie steht der Versuch beider, den braven alten Jim, einen entlaufenen Neger, nach allen Regeln der Kunst aus seinem Gefängniß zu befreien. Ein kräftiger Ruck hätte genügt, die sorglose Thür zu sprengen; aber Tom hat den Kopf voll von allen Befreiungsversuchen, welche je von berühmten Gefangenen gemacht sind, und nach diesen vereinigten Recepten verfährt er. Alle Theilnehmer erleiden gerade so viel Schaden bei diesem Wagstück, als sie vertragen können, um etwa dadurch klug zu werden.

Und diese Klugheit verwerthet der Verfasser dann auch „Auf dem Mississippi.“ Hier tritt das unzuverlässige Element der Hyperbel erfreulicher Weise sehr zurück. Dieses Leben auf dem Ströme ist nicht nur unterhaltend, es ist auch belehrend.

Von der nun folgenden kurzen Schilderung „Ein mißlungener Feldzug“ war ebenfalls schon die Rede; da gewann er zur Klugheit die unentbehrliche Vorsicht: „Ich besaß die erforderliche Ausrüstung nicht für dies grimmige Handwerk; so beschloß ich denn das unwürdige Soldatenspiel aufzugeben. Wir stiegen auf und ritten davon.“

„Nach dem fernen Westen“ begleiten wir Mark Twain. Manches ernste und heitere Abenteuer weiß er uns ergötzlich und erbaulich auszumalen. Der Kern auch dieser Reise- und Lebensbilder ist sicher zuverlässig; desto üppigere Dichtung webt er in die Episoden.

Nach kümmerlichen Versuchen, aus der silberreichen Erde Reichthum herauszuschlagen — er war kein Freund von harter körperlicher Arbeit — flüchtete er in die Redaction des „Enterprise“ nach Virginia City.

„Hier begann sechs Monate, nachdem ich unter die Journalisten gegangen war, die große Zeit des Silberlandes, wo es flott

ging. Der Aufschwung war großartig in jeder Beziehung. Flotte Zeiten in der That! Ich dachte, sie würden ewig dauern; aber ich hatte niemals viel von einem Propheten an mir.“

Kurz bevor der Paroxysmus und der Überfluß vorbei war, wanderte Mark Twain weiter in den äußersten Westen, nach San Francisco. Da hat er sich in sein Incognito gehüllt und dem älteren Collegen Bret Harte das Skizziren abgesehen.

Das Goldfieber Californiens war schon lange einer jähen Krisis gewichen. Vom Hörensagen weiß er aber noch manche Züge jener wilden Zeit zu berichten.

„Ich speiste einmal bei einem Herren, der mir ein Abenteuer erzählte, welches seiner Tochter begegnet war, als die Familie zuerst in San Francisco landete. Die junge Dame erinnerte sich nicht mehr daran, da sie zwei Jahre zählte, als sich diese wahre Geschichte zutrug.“

„Sie waren gerade vom Schiff gekommen und gingen die Straße hinunter, voran die Dienerin mit der Kleinen auf dem Arm. Da trat ihnen ein riesiger Goldgräber entgegen mit großem Bart und breitem Gürtel, der über und über von Waffen starrte. Er hielt die Dienerin an und betrachtete sie mit Staunen und Wohlgefallen. Nach einer Weile sagte er in ehrerbietigem Tone: „Wahrhaftig, ich glaube, das ist ein Kind!“ Dann zog er ein Ledersäckchen aus der Tasche und fuhr, zur Wärterin gewandt, fort: „Dieser Sack enthält Goldstaub im Werth von 150 Dollars. Lassen Sie mich das Kind einmal küssen und Sie sollen ihn haben.“

„Wie sich doch die Zeiten ändern. Hätte ich damals, als ich mit bei Tische saß, die doppelte Summe für dieselbe Erlaubniß geboten, man würde es mir abgeschlagen haben. Der Preis hatte sich in den 17 Jahren, welche seitdem verflossen waren, sehr beträchtlich gesteigert.“

Anfangs freilich schien es Mark Twain in San Francisco nicht glücken zu wollen.

Er versuchte es unter Anderem als Mitarbeiter des „Californiers“, eines Wochenblattes, welches Bret Harte redigirte. Aber auch dieser kärgliche Verdienst ging mit dem Blatte zu Ende.

Da geht er, freilich etwas spät, unter die Goldgräber und dies giebt ihm Gelegenheit zu der Bekanntschaft mit dem ehrlichen Naturfreund Dick Baker und zu dessen reizender Geschichte von dem

einen Blauhäher und den übrigen 5000. Sie ist gegen das Ende von „Im Gold- und Silberland“ zu finden.

Da die Erde auch hier sich weigerte, ihm ein Vermögen zu spenden, so erwartete er das von Vorlesungen in San Francisco; doch nein, ihm wird himmelangst, als er die erste angekündigt hat. Der Schluß der Einladung lautete wörtlich: „Die Thüren werden um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr geöffnet. Um 8 Uhr beginnt das Unheil.“

„Der Satz hat Manchem seither gute Dienste geleistet. Besitzer von Schaubuden haben ihn mir abgeborgt und einmal fand ich ihn sogar am Schluß einer Anzeige, durch welche den Schülzöglingen der Beginn des neuen Curfus nach den Ferien angekündigt wurde.“

Die erste humoristische Vorlesung Mark Twains hatte den besten Erfolg. „Alle Zeitungen brachten am anderen Morgen freundliche Besprechungen; meine Gflust kehrte zurück und ich hatte Geld die Hülle und Fülle. Ende gut, Alles gut.“

Indessen „Im Gold- und Silberland“ hat noch einen Anhang. Nach fast einem Menschenalter kehrt der Mann zu den Stätten seiner Kindheit zurück, nach Hannibal am Mississippi. Aber „mir war zu Muthe wie einem Menschen aus einer längst begrabenen Generation, der wieder unter den Lebenden wandelt.“

„Nur die Aussicht von jener Anhöhe, mit dem unbegrenzten Blick über den Fluß und über die großen Waldungen von Illinois war ganz unverändert. So jung, so frisch, so reizend und anmuthig sah ich sie vor mir, wie sie je gewesen, während die Gesichter meiner ehemaligen Freunde natürlich alt sein mußten und voller Narben vom Kampfe des Lebens. Die größte Veränderung fand ich bei den Frauen, weit weniger bei den Männern. Diese schienen in 30 Jahren nicht viel gealtert zu sein; aber ihre Frauen waren alt geworden — wenigstens die braven. Brav zu sein ist sehr anstrengend, es erhält nicht jung.“

Jung bleibt ihm nur die Erinnerung an die Geschichten und Sorgen des Knaben, von denen er rührende Proben zum Besten giebt.

Und in Sonntagschulen findet er die Abkömmlinge jener Knaben und Mädchen, die er vor vielen, vielen Jahren von ganzem Herzen geliebt und gehaßt hatte; sie saßen jetzt auf deren Plätzen; wo aber waren jene hingekommen?

„Ich begegnete jungen Damen, die sich gar nicht verändert zu haben schienen; aber es stellte sich heraus, das es die Töchter

meiner damaligen Bekannten waren oder auch ihre Enkelinnen. Wenn man uns sagt, daß eine fremde Dame von 50 Jahren Großmutter ist, so wundert uns das gar nicht; hat man sie aber als kleines Mädchen gekannt, so scheint es unmöglich. Wie kann ein kleines Mädchen eine Großmutter sein?"

Länger als billig habe ich mich bei diesen Bildern von Mark Twains Lebensgange aufgehalten; es schien mir aber wichtig, ihm durch das Labyrinth seiner Entwicklung bedächtig zu folgen, weil sich nur so manche Eigenthümlichkeiten seiner Dichtungen und namentlich ihre Grenzen leichter werden markiren lassen.

Übrigens besitzen wir außer jener Reihe von 6 americanischen Lebensbildern noch zwei Reisebeschreibungen von Mark Twain. In den „Arglosen auf Reisen“ und der Fortsetzung, der „Neuen Pilgerfahrt“ nimmt er an einer Rundfahrt an den Küsten des atlantischen und des Mittel-Meeres auf der Quaker-City Theil. Als Gegenstück dazu folgen die „Arglosen daheim“, die sich aber geringeren Beifalls erfreuten.

Doch es wird Zeit, daß ich mich Mark Twains Skizzen zuwende, dem Gebiete, worin er mit Bret Harte sich vergleichen läßt.

Unverkennbar ist der Einfluß des Letzteren und zwar speciell seiner „Stadtstizzen“. Bret Harte hat im „Ehrwürdigen Betrüger“ sein Baby als ein Wesen hingestellt, dessen außerordentliche Jugendllichkeit Verstellung, das in Wirklichkeit älter ist. Denn man hat entdeckt, daß es in Zeiten, wo es hätte eingeschlafen sein sollen, wach dagelegen und sich damit beschäftigt hat, neugierig die Betttücher, Wände und Möbel mit irgend einer Erinnerung einer früheren Jugend zu vergleichen.

Mark Twain hält in Chicago bei einem Festessen zu Ehren Grants den offiziellen Toast auf die Babins: „Wir haben nicht alle das Glück, Damen zu sein. Wir sind nicht alle Generale oder Dichter oder Staatsmänner gewesen, aber wenn der Toast auf die Babins hinabsteigt, so stehen wir auf gemeinsamem Boden.“

Und nun folgt eine meisterhafte Lobrede auf die Willensstärke dieser schwachen Menschenklasse; sie zwingt den Tapfersten zur Nachgiebigkeit, „denn wenn er die Schrecken seines Kriegsgehens losließ, wart ihr froh, wenn ihr in entgegengesetzter Richtung ausrücken könntet. O, ihr wart in guter Disciplin, und wie ihr so in eurer Nachtuniform das Zimmer auf- und abflattertet, schwagtet

ihr nicht nur unwürdiges Geplapper, ihr erhoht sogar eure martialischen Stimmen und versuchtet zu singen.“

„Unter den drei bis vier Millionen Wiegen, die jetzt im Lande schaukeln, sind einige, die unsere Nation Menschenalter hindurch als Heiligthümer bewahren würde, wenn wir nur wüßten, welche es sind.“

Auch in der Vertheidigung der Chinesen gegen die niederträchtige Heze von Seiten der Californier gehen die Beiden Hand in Hand. Bret Harte's „Wan-Li, der Heide“ ist eine ebenso wahre als warme Charakteristik mit tragischem Schluß. Mark Twain geißelt mit bitterer Ironie die Entrüstung der großen Republik Californien über die Verhaftung eines wohlgekleideten Knaben, weil er einen Chinesen mit Steinen geworfen. „Wie konnte er glauben, daß es Unrecht sei, einen Chinesen zu steinigen? Alles traf zusammen, um den Knaben zu belehren, daß es etwas Hohes und Heiliges sei, einen Chinesen zu steinigen, und doch macht er kaum einen Versuch, seine Pflicht zu thun, als er schon dafür bestraft wird.“

In gleicher Weise human lautet Beider Urtheil über die Neger; weniger günstig sind ihre Erfahrungen mit Indianern.

Doch bald hört die Ähnlichkeit auf. Bret Harte bewegt sich fast ausschließlich auf californischem Gebiet, betritt nur selten und nur als Fremder den Boden des Ostens. Mark Twain dagegen verbreitet sich mit gewiegter Menschenkenntniß über das ganze Gebiet der Union.

Höchst mannigfaltig sind die Gegenstände der 93 Skizzen, die mir vorliegen. Von der Kürze einer Anekdote an bis zur Ausdehnung einer Novelle beschäftigen sie sich mit Allem, was die Aufmerksamkeit eines Menschenfreundes fesseln kann.

Überaus häufig begegnen wir dem Verfasser selbst, der gern die Rolle eines armen, düpirten Waisenknaaben oder eines arglosen, verkannten und bedrängten Redacteurs spielt. Auch leidet er in letzterem Falle häufig einen rührenden Mangel an Befähigung.

Unfähig, sich von der Leidenschaft für Rational-Ökonomie nur einen Augenblick loszumachen, läßt er sich von einem Zudringlichen 150 Blyableiter für 900 Dollars auf's Haus setzen. Mit kindlichem Vertrauen genießt er die Wunder des Niagara und die Originalität der dortigen Indianer; es überrascht ihn gar nicht, daß diese eigentlich aus Limerik stammen.

„Mein Onkel Wilhelm pflegte zu sagen, ein gutes Pferd sei ein gutes Pferd, bis es einmal durchgegangen wäre, und eine gute Uhr sei eine gute Uhr, bis die Ausbesserer sie einmal in die Finger bekommen hätten.“ Der Nefse läßt sich von dieser Behauptung nicht abschrecken, seine eigenen Erfahrungen mit seiner Uhr zu machen, welche die des Onkels lediglich bestätigen.

Wenn von einem öfter wiederkehrenden Typus in diesen Skizzen die Rede sein kann, so ist es eben nur dieser der hilflosen Unerfahrenheit. Die Haupttendenz der meisten Skizzen ist eine Belehrung irgend welcher Art; da der Verfasser sich ausnahmslos der humoristischen Form bedient, so verwandelt sich diese Lehre meist in Ironie oder sie erscheint im Costüm des Narren, der mit seiner Geißel um sich schlägt und recht tüchtige Hiebe austheilt.

Mark Twain beklagt diese Anlage: „Die Belehrung dringt mir eben, wie es scheint, zu allen Poren heraus. Ich hätte oft gern Alles darum gegeben, meine Kenntnisse für mich behalten zu können, aber es geht nun einmal nicht. Je mehr ich die Quelle verstopfe, desto mehr Belehrung sickert durch.“

Hierin liegt die Grundverschiedenheit zwischen Bret Harte, der uns nur zeigt, wie er die Welt angesehen hat, und Mark Twain, der aus seiner Weltansicht Schlüsse zieht, die unmittelbar auf Weltverbesserung hinauslaufen. Zunächst allerdings nur erst in einzelnen Fällen, in Bezug auf das Individuum, nicht wie Bellamy, der die ganze Welt beglückt.

Bret Harte ist in seiner Weise ein localer Kosmopolit, insofern sein Publicum aus Elementen aller Welt besteht. Nur der stolze Spanier, der sein Anrecht an den Grund und Boden Californiens nicht aufgeben will, macht eine Ausnahme. Im Übrigen stehen nicht einmal die Irländer von den germanischen Bestandtheilen ab.

Mark Twain dagegen, dessen Horizont ja um das ganze, neuereinte Vaterland gezogen ist, erkennt in diesem überall den Yankee. Er skizzirt uns den Yankee von Kindesbeinen an bis in's Alter; ja er läßt ihn im Nothfall selbst im versteinerten Zustande in's nächtliche Zimmer trappen.

Gegen die objective Gemessenheit Bret Hartes, der seine natürliche Vornehmheit selbst den Verworfenen imputirt, contrastirt die subjective Laune Mark Twains, der sich zum Geringsten herabläßt, aber häufig auch den Angesehenen mit herabzieht.

Denn Mark Twain bekämpft mit Vorliebe die socialen Mängel aller Stände. Die Skizzen bieten eine reiche Auswahl solcher schadhafteu Persönlichkeiten.

Daß der Verbrecher seine That begangen hat, ist leider wahr; aber daß die Geschworenen ihn freisprechen, weil er wahnsinnig sei, das sollte zu Ehren der Geschworenen nicht wahr sein.

Die Enthaltbarkeit ist eine hohe Tugend; um so schmälicher ist es, wenn ihre Apostel als Heuchler entlarvt werden.

Daß die Union dem Einzelnen die Einschätzung seines Vermögens überläßt, ist gewiß der Beweis von einem schönen Vertrauen; aber dieselbe Union hat mehr als zehn Finger, durch die sie sieht, wenn Jemand keine Lust hat, hohe Steuern zu zahlen.

Vergnügungsreisen in Gesellschaft sind ein hoher Genuß; je höher hinauf sie führen, desto genußreicher; also bis in die entlegensten Firsterne.

Nichts ist erwünschter, als der Besuch eines Interviewers; je unbegreiflichere Dinge man ihm aufbindet, desto befriedigter zieht er ab.

Hausmittel gegen Schnupfen haben alle Frauen, besonders die älteren. Mit Überzeugung gebraucht, sind sie im Stande, einen gewöhnlichen Schnupfen bis in die Ewigkeit zu verlängern.

Nichts geht über den Vortheil, sich zu irgend einem öffentlichen Amte von seinen Mitbürgern wählen zu lassen; man bereichert sich bei solch einer Gelegenheit — dafür sorgt die Gegenparthei — durch eine grenzenlose Selbsterkenntniß.

Das literarische Eigenthumsrecht gilt in den Verein. Staaten 42 Jahre; nichts ist billiger, als daß jedes andere Eigenthumsrecht auch auf 42 Jahre beschränkt werde.

Wer die Fündigkeit der Neu Yorker Detectivpolizei bewundern will, muß die Geschichte vom gestohlenen weißen Elephanten lesen.

Ein Liebespaar endlich findet sich durch telephonische Wirrsale aus San Francisco und aus Eastport, Maine glücklich in Honolulu zusammen, natürlich auch nur telephonisch.

Doch ich darf nicht weiter in Hieroglyphen reden; da kein Grund vorhanden ist, Jemandem Mark Twains Skizzen vorzuhalten, da weder eine kräftige Constitution, noch moralische Toleranz dazu gehört, sie zu lesen, kann ich Sie auf deren Lecture selbst verweisen.

Bewunderswerth ist die unermüdlische Grazie, welche in diesen Skizzen das Scepter führt. Sie läßt sich kein beleidigendes Wort

entschlüpfen, wenn nicht böse oder plumpe Menschen sie etwa belästigen. Aber auch das läßt sie sich nicht anfechten und die Göttin behält die Oberhand. Auch Mark Twain kann sich ausnahmsloser Decenz rühmen.

Harmonirt er in dieser Beziehung wieder mit Bret Harte, so übertrifft er denselben in der Fähigkeit, größere Compositionen zu schaffen.

Zwar in „Tom Sawyer“ und „Huckleberry Fin“ reißt sich eine Extravaganz lediglich an die andere und die Einheit besteht im wesentlichen in der gleichmäßigen Durchtriebenheit oder Unempfindlichkeit der Helden. Das „Leben auf dem Mississippi“ und die „Arglosen auf Reisen“ bewegen sich von selbst vorwärts, wie das Leben es mit sich gebracht hat.

Mark Twain hat aber auch richtige Romane geschrieben „Das vergoldete Zeitalter“ enthüllt uns Vorgänge, welche an die Thatfachen des Panamastandals unserer Tage erinnern. Nach dem Bürgerkriege war die Anterjagd und der Mißbrauch der Amtskompetenz zum Zweck der Bereicherung in Nord America Mode geworden. Große Enthüllungen fanden Statt, denen ebenso, wie jetzt in Paris, maafsvolle Verurtheilungen und keine Entschädigung der Beraubten oder Betrogenen folgten. Dieses faule Treiben hat Mark Twain im Verein mit Charles Dudley Warner in jenem fesselnden Romane bloßgestellt.

Erst hier treten Typen auf: Oberst Sellers und Hawkins der Sohn.

Dieser Oberst ist ebensowenig patentirt als sein Amtsbruder Starbottle bei Bret Harte; doch befaßt er sich nicht mit Duellen, sondern mit Erfindungen, überhaupt Illusionen jeder Art. Er hat das Glück, eine unglaubliche Beweglichkeit der Phantasie zu besitzen; höchst gutartig von Natur, harmonirt er mit seinem wortkargen Schützling Hawkins, der ihm Alles glaubt. Solche forkartige Naturen schwimmen auf jedem Wasser, auch auf schmutzigem. Aber sie gehen nie unter.

Darum erscheinen sie wieder an der Oberfläche von Mark Twains neuestem Erzeugniß, dem „Americanischen Prätendenten“. So viel sich beurtheilen läßt, will dieser Roman auch den Anschauungen der Alten Welt gerecht werden.

Der Sohn eines englischen Edelmannes entsagt seinen Ansprüchen zu Gunsten der besser berechtigten americanischen Linie

des Geschlechts. Repräsentant derselben ist Oberst Sellers, Erbin seine anmuthige, fleißige Tochter. Daß die beiden Erben, der englische und die americanische sich finden, ist selbstverständlich.

Wichtiger ist die Erfahrung des jungen Lords, als er in America sich durch seiner Hände Arbeit ernähren will; was er irgend versteht, hilft ihm nichts; dabei könnte er verhungern. Aber abscheuliche Portraits vervollständigen, ein Beschäftigung, deren er sich selbst in America schämt, das ernährt ihn. Ein Glück, daß sein reicher Vater mit der Schwiegertochter zufrieden ist und ihn wieder als Sohn annimmt.

Oberst Sellers aber erlebt schließlich die Gemüthung, daß eine seiner Erfindungen etwas einbringt; er hat beiläufig das weltbekannte Geduldspiel „Schweinchen im Stall“ ausgedacht und das Patent, das ihm sein gläubiger Anhänger Hawkins auswirft, bezeitigt endlich alle Nahrungsorgen.

Ich verweile bei zwei Betrachtungen, die für Mark Twain bezeichnend sind: „Ich habe eine Liste der Erfinder durchgesehen — der Schöpfer des staunenerregenden Fortschritts — und habe gefunden, daß sie keine academisch gebildeten Männer waren. Es giebt selbstverständlich auch hier Ausnahmen, aber sie kommen nur vereinzelt vor. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß die alle Begriffe übersteigende materielle Entwicklung dieses Landes im jetzigen Jahrhundert das Werk von nicht academisch gebildeten Männern ist.“

„Die Vertraulichkeit dieser Leute“ — Yankee — „wird auch manchmal zur Unverschämtheit. Ich vermuthete, daß das ganz in der Ordnung ist, aber ein angenehmer Vorgang ist es nicht.“

Mark Twain hat Recht; eben weil America über die materielle Entwicklung noch kaum hinausgegangt ist, hat es noch wenig academisch gebildete Männer; und umgekehrt, weil ihn selbst nur das rauhe Leben gewitzigt hat, fehlt ihm der Anhauch höherer, vollerer Bildung, der ihm bei seinen erstaunlichen Naturanlagen erst die Weihe eines großen Dichters gegeben hätte. Und was die Unehreerbietigkeit betrifft, die er eingesteht, so ist er selbst keineswegs ein unbedingter Freund von der groben Rücksichtslosigkeit seiner Landsleute.

America wird auf die Dauer ebensowenig academisch gebildete Männer entbehren können, wie es sich jener Ehrerbietung lange erwehren kann, welche Pietät und Höflichkeit durchgebildeten Menschen vorschreiben.

Ja, Nord-Amerika entbehrt auch heute schon weder jener Art von Männern, noch dieser Durchbildung. Wir finden beide Vorzüge in Bellamy vereinigt.

Edward Bellamy ist am 26. März 1850 in Chicopee-Falls, Massachusetts geboren; er hat in seiner Heimat und in Deutschland studirt, seine juristische Laufbahn aber mit der journalistischen vertauscht. Das Schicksal hat ihn nicht erst in den Westen verschlagen; vielmehr bewegt er sich wie Irving ganz in europäischer Atmosphäre. Seine Ideenwelt lehnt sich nicht an den rohen Urzustand des Gold- und Silberlandes an; sie basirt auf bereits geregelten Zuständen des Ostens. Daher ist es auch im eminentesten Sinne nur eine Ideenwelt, an der die Wirklichkeit zu wenig Antheil hat.

Academisch gebildete Männer können ja zuweilen sehr unpractische Einfälle haben.

Ehe ich nun aber seinen weltberühmten „Rückblick“ berühre, muß ich seiner Novellen Erwähnung thun, die sich erst im Gefolge des „Rückblicks“ in Europa eingeführt haben. Auf diesem Wege werden wir gleich den wesentlichen Unterschied Bellamys, des Phantasten, von den Realisten Bret Harte und Mark Twain schon auf dem Gebiete der harmlosen Erzählung inne werden.

Schlicht und ansprechend erzählen uns die beiden Novellen „Dr. Heidenhoffs Wundercur“ und „Miß Ludingtons Schwester“ Geschichten, die ebenfogut in der Alten Welt vorgefallen sein könnten. Von wie vielen Skizzen der beiden Anderen dürfte man das behaupten? Man sieht, die academische Bildung hebt über die nationalen Schranken hinweg.

Doch ich will in allem Ernst die psychologischen Probleme andeuten, die in jenen beiden Erzählungen gelöst — nein, nicht gelöst werden.

Dr. Heidenhoff verspricht, den gebrochenen Lebensmuth eines weiblichen Wesens dadurch wieder zu heben, daß er mittelst localer Hypnose die Erinnerung des Schuldbewußtseins theilweise ausstilgt. Ehe aber die Cur zu Anwendung kommt, giebt die Arme sich den Tod. Der Gemüthskampf, der diesem traurigen Ende vorhergeht, ist um so ergreifender, als dem Hauptbetheiligten ein Glückstraum das Gelingen der Cur vorgespiegelt hatte. Der Werth der Cur bleibt durchaus problematisch.

Noch viel gewagter ist das psychologische Spiel, das Bellamy mit Miß Ludington und ihrem Neffen Paul treibt. Durch spiri-

tistische Gaukelei wird Beiden das Jugendbild der alten Miß vorgezaubert; da das Medium während der zweiten Sitzung stirbt, vermag die materialisirte junge Miß Ida nicht in die Geisterwelt zurückzukehren; zum Entzücken der Tante und Pauls bleibt sie ein leibhaftiges Wesen, welches sie so lieb gewinnen, daß sie ihm auch dann Alles vergeben, als es zum Geständniß kommt: die junge Ida ist von einer liebevollen Jugendfreundin der alten untergeschoben. Das wäre denn freilich so kindisch erdacht, wie Kritiker behaupten, wenn nicht Pauls Liebe und des jungen Mädchens Reue ausreichte, uns mit dem Humbug auszuföhnen. Sie hat ja das Spiel nur gewagt, um Paul und die Tante in ihrer Lieblingsidee zu befestigen, daß die verschiedenen Phasen ein und desselben menschlichen Individuums je nach dem Alter sehr verschiedene Gestalt und ebenso wechselnden Inhalt darstellen; so zerfalle jedes Individuum in eine Reihe von Sonderexistenzen, die man sich wohl für sich bestehend denken könne. Diese an sich blendende Idee ist von dem leidenschaftlichen Paul mit so beredten Worten vorgetragen worden, daß es der gutmüthigen Tante nicht einfällt, daran zu zweifeln.

Ob der Verfasser selbst an diese Phantasie glauben mag? Fast scheint es so. Er hat sie ja in seinem Phantasiestaat des Jahres 2000 bei Weitem überboten. Die Sophistik des gewandten Anwalts seiner eigenen Einfälle ist dort dieselbe wie hier. Nur hinterläßt die Novelle eine gewisse Befriedigung vermöge ihrer lebenswürdigen Naivität. Was kann man mehr verlangen, als daß alle Betheiligten die Erfüllung ihrer Lieblingswünsche erfahren?

Ganz etwas Anderes ist es, ob die Verwirklichung des Zukunftsstaates vom Jahre 2000 auch nur einen kleinen Theil der betheiligten Menschheit wird befriedigen können.

Nach dem ungeheuren Aufsehen zu schließen, welches der „Rückblick“ auf beiden Seiten des atlantischen Meeres erregt hat, ist der Verfasser kein so arger Phantast, er muß doch Vielen aus der Seele gesprochen haben; es wird doch nicht so viele Millionen bloß neugieriger Leser gegeben haben?

In Amerika hat sich der „Nationalisten-Club“ über die ganze Union ausgebreitet, bestrebt, Bellamys Staat in allem Ernste durchzusetzen.

In Europa hat die Socialpolitik des Amerikaners gewaltigen Widerspruch hervorgerufen, der sich in einer Menge von Gegenschriften, ernstern und parodisirenden ausspricht.

Ich habe nicht nöthig, diese Einwände zu widerholen; sie liegen so nahe, daß jeder Gebildete und Unbefangene sie erheben kann.

Jener erste Academiker der Welt aber, der unsterbliche Denker der Idee, Plato, was würde er wohl zu dieser jüngsten Auflage seines idealen Staates sagen?

Indessen kann das Bellamys Bedeutung nicht beeinträchtigen, daß er seine academische Bildung verwerthet, um Gesinnungsgegnossen zu werben und Urtheilslose zu bezaubern. Er ist sicherlich ebenso ehrlich als geistreich. Man hat sein Thun „blendende Wolkenhieberei“ genannt; nun die treibt auch der Blitz, der freilich die Sonne nicht ersehen kann.

Mark Twain sagt einmal von sich: „Ich bin kein Freund von Übertreibungen, und wenn ich etwas sage, so ist es auch so.“

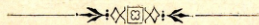
Wird uns das nicht auch Bellamy versichern?

Der Unterschied liegt auf der Hand: Mark Twain ist ein humoristischer Spötter, Bellamy ein socialistischer Schwärmer.

Wenn Columbus aus seiner Höhe herniederblickt auf diese strebende Neue Welt, die er erschlossen — er kann ihr nicht zürnen wegen so mancher Extravaganz und mancher Übertreibung. Es sind das Reste des Erbes, das er hinterlassen.

Denn nie ist ein Mann mit größeren Illusionen ausgezogen nach Utopien, als er selbst — nie ist ein Mann von einem glücklicheren Wahn begeistert heimgekehrt als Columbus, der vor 400 Jahren in diesen Tagen die Vorposten Europas, die Azoren erreicht hatte, bereit, alsbald die Alte Welt mit dem großen Irrthum zu überraschen, er habe Indien gefunden.

Darum heißt auch nicht nach ihm, was er verkannte: Amerika.



Inhalt.

	Seitenzahl
1. Hermann Sudermann	3
2. Heinrich Seidel	21
3. Bret Harte	41
4. Mark Twain	60
5. E. Bellamy	77

Benutzt wurden zu 1. die vortrefflichen Kritiken von der „Ehre“ und „Sodoms Ende“, welche Karl Frenzel nach den ersten Aufführungen in der Deutschen Rundschau veröffentlicht hat und zu 2.—5. die Geschichte der Vereinigten Staaten von E. D. Hopp.

Berichtigungen:

pag. 10	Zeile 11	von oben	zu lesen:	frevelhaften	
„ 15	„ 13	„ „	„	„	wie eine edle
„ 22	„ 19	„ „	„	„	streicheln: daß
„ 26	„ 11	„ „	lesen:	„	die schlichte
„ 27	„ 18	„ „	„	„	Werthschätzung
„ 51	„ 3	„ „	„	„	als Redacteur
„ 56	„ 14	„ „	„	„	schnüßeste
„ 64	„ 1	„ unten	„	„	Freude am Dasein
„ 66	„ 19	„ oben	„	„	des „Daily
„ 71	„ 8 u. 11	von unten	zu lesen:	„	Gabies
„ 76	„ 7	von oben	zu lesen:	„	eine
„ 78	„ 1	„ „	„	„	Wiß Ida